

Johannes Fries (1505-1565), Pädagoge, Philologe, Musiker : Leben und Werk

Autor(en): **Bührer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **122 (2002)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PETER BÜHRER

Johannes Fries (1505–1565)

Pädagoge, Philologe, Musiker

Leben und Werk

I. Auftakt

Im April 1545 begab sich der 40-jährige Johannes Fries mit fünf «gsellen von Zürich», alles Mitglieder der angesehenen Familie Grebel,¹ auf eine Bildungsreise nach Oberitalien, wie es im 16. Jahrhundert Mode geworden war.² Wegen der Armut («penia», Orig. griechisch) und der widrigen Zeitumstände («temporum difficultas») war ihm die Erfüllung dieses sehnlichen Wunsches immer wieder versagt geblieben.³ Als aber sein Freund Conrad Gessner im Sommer 1543 nach Venedig aufgebrochen war und die Familie Grebel, beeindruckt von seinen Erlebnissen, einen Cicerone suchte, stand dem Schuldirektor am Fraumünster nichts mehr im Wege.

Zu den Anmerkungen s. Abkürzungsverzeichnis auf S. 209 f.

¹ Es handelt sich um folgende Personen: Christoph (später Schultheiss zu Baden), gest. 1566; Georg (1516–1607), Ratsherr und Obervogt in Wollishofen; Hans Ulrich (1515–1582), Ratsherr; Heinrich, gest. 1553; Petronius, gest. 1573.

² Die ZBZ bewahrt zwei hs. Fassungen dieser Reise auf: (1) S 511, ein in Pergament gebundenes Büchlein mit dem Titel «Reysen und Wäg zeiger», geschrieben von G.G.F. Vier weitere Itinerare (Basel–Paris retour, Paris–Dieppe, Zürich–Augsburg) stammen vom selben Verfasser. (2) Eine zweite, leicht gekürzte Fassung trägt die Signatur T. 123.1. Weitere Hinweise auf die Reise finden sich in den Vorreden zur Theophilus- und Tatianausgabe, die Fries 1546 veröffentlicht hat (ZBZ III H 70). Ernst Walder hat den Reisebericht im ZTB 1927, S. 159–184, veröffentlicht.

³ Widmungsvorrede zu Theophilus (ZBZ III H 70).

Am 17. April 1545 verliess die Reisegruppe Zürich und kehrte am 6. Juni zurück, war also sieben Wochen unterwegs gewesen, teils zu Fuss und zu Pferd, teils mit dem Schiff oder Wagen. Die Reiseroute führte dem Walensee entlang nach Chur, durch die Via Mala und die Roflenschlucht nach Splügen, über den verschneiten Splügenpass an den Comersee und weiter nach Mailand. Über Pavia, Piacenza, Cremona, Mantua, Ferrara und Bologna erreichten die Reisenden Venedig, ihr eigentliches Ziel, wo sie die Schönheiten der Stadt eine Woche lang genossen. Für den Heimweg wählten sie eine andere Route: Verona–Trient–Vintschgau und Arlbergpass–Feldkirch–Altstätten–St. Gallen–Turbental–Greifensee–Maur–Zürich.

Der Bericht ist in der Form eines «Itinerars» (von lateinisch *Iter* = Weg, Reise) geschrieben, das den genauen Reiseweg, die Dauer des Aufenthalts, die Distanzen in deutschen oder lombardischen Meilen angibt, den Leser also in die Dimension Raum-Zeit versetzt und seinen Hunger nach Welt und Wissen befriedigt. In den Städten notiert der Verfasser die Sehenswürdigkeiten und schildert genau, was sein Staunen erregt hat: Kirchen, Schlösser, Spitäler, Arsenalen, Grabanlagen, Parks und Tiergärten. Über den Mailänder Dom heisst es: *Tempel zu Meyland. Es ist ouch zu Meyland ein mechtiger und schöner und grosser tempel, 180 schritt lang, 118 schritt breit, von marmelstein, nach (noch) nüt gar issgebuiwen, ein wunder werch, welcher dess ends erwarten möchte und es ussgemacht schowen.* In Venedig bestaunten sie eine Grossbäckerei: *Pfistery (Bäckerei) zu Venedig. Es ist ouch zu Venedig ein pfistery mit itel (lauter) tütschen pfisteren besetzt, da man biscoten (Biskuit) uff das mer bacht, darinnen 32 offen sind vast gross, die man gewöhnlich stets zu bachen brucht und heitzt, da etwan ein schiff by 500 sack voll biscoten latt und hinwegfür.* Mit Emphase schildert der Verfasser das Andersartige, ja Unheimliche in der Natur, wo die Sinne besonders geschärft waren, zum Beispiel: *Darnach über 1 mil durch ein wüst grusam tüff tobel bim Rhin uffher lit Splügen* – die Roflenschlucht; der Weg war, wie die von ihnen schon passierte Via Mala, 1473 gangbar gemacht worden. Oder: *Von Veldkilch durch ein gstüid vast irrigen weg gatt man ann Rhin.* In Ferrara staunten sie über den vom Herzog angelegten Lustgarten, der vom Reichtum, der Naturverbundenheit und der Verfeinerung der Sitten italienischer Adeliger kündete: *Item ouch in der statt (Ferrara) ist des Hertzogen lustgarten und summerhus mit gantz lustigen gemachen, darinn ein kunstlicher brunn ist; das brunnenpett ist mit steinen gemacht als ein baad mit tritten und seiglen (Leitersprossen), louffend*

rören mit wasser eines gmachs hoch, uss umgengen oder gemachen, darin abher das wasser wird darbracht und uffzogen, kunstlich durch hilff eines raads durch tüchel (Holzröhren). Ouch unden in der bsetzy sind kleine löchly, dadurch das wasser, so man will, uffsprützt und wallet. Darby ist ein lustiger, schöner platz, ummsetzt wol mit 100 bomerantzen bömen, deren etlich blust, grün halb riff und gäl riff bomerantzen zu einer zit mit ein anderen tragend. Da sind ouch Granatäpfel und Lemonen böm. Es ist ouch da ein lustig stückly garten mit seltzamen blumen geziert. (...) Darby ist ein uffgeworffener berg und büchel zimlich hoch und gross zu einem von menschen gemachten werch, überus wol geziert mit reben, mandel und figen bömen, und mit sunst schönem artlich gezognem gwechs. Dreimal wird der Bezug zur Antike hergestellt: bei der Schilderung der Arena von Verona, bei der Erwähnung von Zizers, ein dorff von Ciceroniannern (als etlich meinand) also genempt, und schliesslich durfte in Mantua der Hinweis auf Vergil nicht fehlen: *Vergilii vatterland*.

· Verfasser dieses Reiseberichts und der vier anderen im schmalen Bändchen vereinigten Itinerare war Georg Grebel (1516–1607), der in Deutschland und Paris seine Studien absolviert hatte.⁴ Wäre Fries der Autor gewesen, hätte er uns von Begegnungen mit Gelehrten – Agostino Mainardo in Chiavenna, Arlesius in Venedig, Vadian in St. Gallen – und Buchhändlern, von Besuchen berühmter Bibliotheken und Verlage erzählt, wohl das Hauptziel des bibliophilen humanistischen Gelehrten, während die Grebels *des Spacierens und Lustes halb, ouch etwas zu sehen und erfahren*, loszogen. Johannes Fries erwarb für seinen gelehrten Schwager Konrad Pellikan – er hatte seine Schwester Anna geheiratet – alle hebräischen Bücher, die in Bologna und Venedig aufzutreiben waren, so eine Bibelausgabe mit Kommentaren, einen vollständigen Talmud, einen Maimonides und andere Werke im Gesamtwert von 100 Gulden.⁵ In Venedig besuchte er den Niederländer Arnoldus Arlenius Peraxylus, der Ende 1542 in den Dienst

⁴ Unterzeichnet ist der Bericht mit G.G.F. Ich lese Georgius Grebelius Filius oder, wenn es sich beim F um eine Verschreibung handeln sollte, Tigurinus. Aus sprachlichen und inhaltlichen Gründen halte ich eine Verfasserschaft von Fries für ausgeschlossen.

⁵ Pellikan, Chronik, S. 158.

des Sammlers Diego Hurtado de Mendoza getreten war.⁶ Zwar hatte Hurtado anfangs 1545 Venedig verlassen, um sich im Auftrag Karls V. nach Trient, der Konzilsstadt, zu begeben, aber Fries kam dennoch auf seine Rechnung. Arlenius nämlich schenkte ihm zwei Handschriften der griechischen Kirchenväter Tatian und Theophilus,⁷ die er 1546 publizierte, zusammen mit Conrad Gessner, der seinerseits 1543 Handschriften von Hurtado und Arlenius erhalten hatte. In der «Bibliotheca universalis» haben die beiden hilfsbereiten «Venezianer» ein würdiges Denkmal erhalten. Der Bericht von Georg Grebel ist keine schriftstellerische Leistung, er ist nichts anderes als ein trockenes Verzeichnis von Reisestationen und ihren Sehenswürdigkeiten, wohl für das eigene Familienarchiv gedacht. Als Orientierungshilfe für künftige Reisende mag er gute Dienste geleistet haben, so 1608, als junge Zürcher, unter ihnen Gerold Grebel und Hans Heinrich Wolf, eine Gesandtschaftsreise nach Venedig unternahmen. Sie dauerte 6 Wochen und 3 Tage, man wählte aber eine etwas andere Route als 1545.⁸

Aus andern Quellen wissen wir, dass diese Reise für Johannes Fries einen hohen Stellenwert besass.⁹ Im Geist hatte er das Ursprungsland des Humanismus, Italien, schon längst erschaut, jetzt erlebte er es per-

⁶ Diego Hurtado de Mendoza (1503–1575), ein berühmter Vertreter des spanischen Humanismus, trat in den diplomatischen Dienst Karls V. und Philipps II. Von 1539–46 hielt er sich, mit Unterbrüchen, in Venedig auf, und obwohl er häufig krank war, wurde die Stadt sein Dorado wegen des Luxus, der Kunst, des Humanismus und der Manuskripte, die er mit Leidenschaft sammelte und auch wieder veräußern musste, weil sein Vermögen klein, sein Gehalt gering war. Über ihn vgl. Anthony Hobson: Renaissance book collecting. Jean Grolier and Diego Hurtado de Mendoza. Their books and bindings (Cambridge University Press 1999). Arnoldus Arlenius Peraxylus studierte in Paris und Ferrara und trat zeitweilig in den Dienst Hurtados. In Venedig und später in Florenz sammelte er Manuskripte, die er verschenkte, verkaufte oder für den Druck vorbereitete. Am besten orientiert Beat Rudolf Jenny in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 64 (1964).

⁷ Tatian, ein hellenistisch gebildeter Syrer, war ein frühchristlicher Apologet (2. Jh. n. Chr.).

Theophilus, nach Eusebius der 6. Bischof von Antiochien, verfasste eine Apologie des christlichen Glaubens, Lehr- und Geschichtsbücher.

⁸ ZTB 1914, S. 33–90.

⁹ Zum Beispiel Brodaeus, Anh., S. 2–5: 1545 schrieb der Churer Humanist und Lateinlehrer Simon Lemnius ein elegisches Distichon auf die glückliche Heimkehr, das so beginnt: *Nectite (Or. Netite) nunc iterum nunc candida fila sorores / quae regitis fatum non remorante manu.*

sönlich, nicht mehr als fahrender Schüler wie im Frankreich der dreissiger Jahre, sondern als vielgerühmter Kenner der antiken Sprache, Literatur und Geisteswelt, den es mit Macht zu den Quellen zog (*ad fontes!*). An den wichtigsten Brennpunkten, ausserhalb des Machtbereichs der römischen Kurie, suchte er die Begegnung mit Gelehrten, Sammlern, Verlegern und Druckern. Und es wird deutlich: Der Humanismus stand ihm näher als der freie Geist der Renaissance; das Buch und sein Umfeld bedeuteten ihm mehr als die Malerei, die Architektur und die Musik des sich ankündigenden Barocks. Das Material, das er aus Bologna und Venedig mitbrachte, befriedigte ihn vollauf.

Die zweitletzte Station auf der Heimreise war Greifensee, das Grebel so einführt: *Uss dem Turbentaal über die Thöss und ein gechs stotzigs kleins bergly durch etliche dörffer, ein weg 2 ringen milen (1 Meile = 1 Wegstunde = 4,8 km) lang, kumpt man gen Griffensee, dem schloss, dem alten zerstörten stettly, einer vogty der statt Zürich, von welcher es ein mil ligt.* Greifensee war der Ort, wo Johannes Fries geboren wurde, der Schauplatz seiner Kindheit. Wie sich sein Leben entwickelte, soll in den nächsten Kapiteln zur Sprache kommen.

2. Jugendzeit und Studienjahre. Erster Aufenthalt in Zürich (1505–1533)

Die ersten Jahrzehnte seines Lebens sind schlecht dokumentiert, es existieren weder Briefe noch ein Tagebuch. Über sein Elternhaus und seine Schulung schweigt er sich hartnäckig aus. Das harte Leben war nicht dazu angetan, ihn zum Sprechen zu bringen. Damit mag zusammenhängen, dass Johannes Fries seit 1834 keinen Biographen mehr gefunden hat. Die vorliegende Arbeit möchte eine Lücke schliessen und einem grossen Gelehrten, Pädagogen und Musiker den ihm gebührenden Platz im 16. Jahrhundert zuweisen.¹⁰

¹⁰ Am ausführlichsten berichtet die auf Quellenmaterial beruhende Abhandlung von Hans Caspar Hafner (im Titel nicht genannt) im 56. Neujahrsblatt der «Gesellschaft auf der ehemaligen Chorherrenstube» mit dem Titel «An die lernbegierige Zürcherische Jugend auf das Neujahr 1834»; HBLS Bd. 3, S. 338 mit Literaturangaben; Hans Jacob Leu: Schweizerisches Lexicon (1753), S. 413ff.; ADB, Bd. 8 (1878), S. 105–107; Kettler.

Johannes Fries wurde 1505 in Greifensee geboren, wo seine Eltern, Konrad und Margreth, in ärmlichen Verhältnissen lebten, aber *rechtschaffen und gut beleumundet* waren (Pellikan).¹¹ Ihr gelegentlicher Zuname «Rosenbühler» dürfte mit einem Haus- oder Flurnamen in der Nähe des Friedhofs «an der ringmur» zusammenhängen,¹² ging aber mit der Zeit vergessen. Von den sieben Kindern schaffte Johannes durch Lerneifer, Beharrlichkeit und Intelligenz den sozialen Aufstieg, ohne sich aber während Jahrzehnten aus der Fessel der Armut befreien zu können. Seine Schwester Anna, die zuletzt als Magd im Pfarrhaus von Maur am Greifensee gedient hatte, heiratete 1526 den Gelehrten Pellikan, Professor der hebräischen Sprache in Zürich. In dessen «Hauschronik» finden sich wenige Hinweise auf die beiden «Aufsteiger». Wir lesen: *Aber ich teilte eben auch Alles, was ich besass und geschenkt bekam, mit armen Hausgenossen, deren ich immer mehr zu mir einlud. Unter ihnen standen in erster Linie zwei junge Leute, Johannes Fries und Sebastian Faber (Guldibeck). Ihre Anlagen, ihr Eifer gefielen mir. Als ich einmal die griechische Schule besuchte, hörte ich mit wahren Vergnügen beide die Evangelien aus dem Lateinischen ins Griechische übersetzen und grammatische Nachweise bringen. Ich bat sie, abwechselnd bei mir die Mittagsmahlzeit einzunehmen (...), denn sie waren arm und hatten noch keine Stipendien. Oft kamen sie nicht, aber doch etliche Male in den Fasten.*¹³ Wir erfahren nichts darüber, wann und von wem Fries «entdeckt» und nach Zürich geholt wurde, wie er lebte und seinen Lebensunterhalt bestritt. Sicher ist, dass er die «Schola Carolina», die Lateinschule am Grossmünster, besuchte, die damals aus vier Klassen bestand und deren Unterricht unentgeltlich war, so dass auch arme Schüler, wenn auch unter grössten Entbehrungen, Zugang zur Bildung hatten. Schulleiter (ludi magister) war seit 1524 Georg

¹¹ Pellikan, Chronik, S. 107.

¹² Nbl. Chor. S. 1: *wohin seine Vorfahren von Winterthur her gezogen waren, und daselbst durch den Ankauf eines Hauses und Güter den Nahmen des bisherigen Besitzers «Rosenbühler» zum Zunahmen erhalten hatten.* Auch Bullinger erwähnt den Beinamen. Er fehlt sowohl in den Steuerbüchern als auch im Glückshafenrodel. Hingegen trägt im Reisrodel 1512–1513 ein Hanns Bernhart von Griffensee den Beinamen «rosenbühler» (STAZ A 30.2). In den Zinsbüchern des Spitals 1522–1593, S. 133 (STAZ H I 23) findet sich der Ausdruck an *der ringmur*. «Rosenbühl» könnte auf einen Friedhof hindeuten (Gräberschmuck mit Rosen).

¹³ Pellikan, Chronik, S. 106. Weitere Hinweise auf Johannes und Anna S. 106–108.

Binder,¹⁴ der bei Vadian in Wien studiert und sich zur Rückkehr nach Zürich entschlossen hatte, um in den Schuldienst zu treten. Binder war humanistisch gebildet, musikalisch, ein begeisternder Lehrer und von gewinnendem Wesen. Ihn nahm Fries als Vorbild, als er viele Jahre später sein Erbe an der Grossmünsterschule antrat. Auch Eberhard von Rümlang,¹⁵ der 1526 nach Thun übersiedelte, gehörte kurze Zeit zu seinen Lehrern; 1528 begegneten sie sich wieder bei der Berner Disputation und behielten brieflichen Kontakt über viele Jahre hinweg. Vorzügliche Gelehrte, die an der obersten Klasse des Carolinums und an der «Hohen Schule» unterrichteten, wie Johann Jakob Ammann (Ammianus) und Rudolf Ambühl (Collinus), erschlossen Fries die lateinische und griechische Sprachlandschaft, die bald zur zweiten Heimat wurde. Ein Studium der Theologie an der Hohen Schule schloss sich an, auch wenn er sich über seinen zukünftigen Beruf zunächst nicht im Klaren war. Es war üblich, dass begabte Studenten und nach 1527 auch Stipendiaten als Gehilfen an einer der beiden Lateinschulen angestellt wurden. Das trifft sicher auch für Fries zu, obwohl darüber nichts in den Akten steht. Zum erstenmal konnte er seine pädagogischen Fähigkeiten erproben. Die zürcherischen Lateinschulen standen im Rufe, streng zu sein, und die Führungsrolle, die Zürich im reformierten Lager beanspruchte, stachelte den Ehrgeiz zusätzlich an. Doch waren die Schulen nicht einseitig auf den Intellekt ausgerichtet, auch Theater und Musik hatten ihren Platz und sorgten für Entspannung und Ausgleich. Weil Binder den jungen Fries auch auf diesem Gebiet fördern wollte, schickte er ihn zum Musikunterricht¹⁶ nach St. Gallen zu Hans Widenhuber, dessen Talent als Lehrer überall gerühmt wurde. In einem Brief vom 20. August 1532 (?) an

¹⁴ HBLs, Bd. 2, S. 247f.; ADB, Bd. 2 (1875), S. 644; C. Bonorand: Vadian-Studien, Bd. 11, Personenkommentar II zum Vadianischen Briefwerk (St. Gallen 1983), S. 228–231.

¹⁵ BB, Bd. 7, S. 319 A 8. In einem Brief aus Bern vom 13. Februar 1539 grüsst E.v.R. *Frisium quoque quondam discipulum meum* (STAZ E II 346, 115). Freundliche Mitteilung von Rainer Henrich, BB.

¹⁶ Siehe 8. Kapitel.

Vadian¹⁷ kündigte er den Besuch an: *Phrysius noster, adolescens sane eruditus in literis Graecis et musica* (Unser Fries, ein Jüngling, der überaus kenntnisreich ist in der griechischen Literatur und in der Musik) und schlug auch vor, bei dieser Gelegenheit Fries Vorlesungen halten zu lassen. Vadian möge berichten, was die Studierenden in St. Gallen gerne hören würden. Leider ist die Antwort Vadians nicht erhalten, und auch von Fries erfahren wir nichts, wir möchten aber annehmen, dass der Aufenthalt in St. Gallen ihn in seinem Entschluss, Lehrer zu werden, bestärkt haben dürfte.

Zur Auflockerung des Unterrichts diente auch das Bühnenspiel, das so sehr Teil der städtischen Kultur war, dass auch die Reformation daran zunächst nichts änderte. Den Stoff holte man aus der Bibel oder der antiken Mythologie. Georg Binders Interessen waren weit gespannt, nicht nur auf sprachlichen Drill gerichtet, und er dürfte den redegewandten, in den alten Sprachen sattelfesten Fries mehrfach auf die Bühne gebracht haben. Solche Theateraufführungen hatten zum Ziel, die Studenten spielerisch in der Sprache und Rhetorik zu schulen. In der Vorrede zum «Acolastus» oder «Comoedia von dem verlorenen sun» des Holländers Wilhelm Gnaphaeus schreibt Binder, dass er mit der lateinischen Fassung seine Schüler *in duebung* genommen und dass er *etwas vil jaren hie Zürich mit minen knaben vil der Latinischen und Griechischen Comoedien Terentij und Aristophanis gespylt*.¹⁸ Höhepunkt seiner «Regietätigkeit» war der «Plutos» des Aristophanes, der am Neujahr 1531 im Lesesaal oder Ofenzimmer der Chorherren aufgeführt wurde.¹⁹ Diese Komödie mit sozialkritischem Hintergrund in

¹⁷ VB, Bd. 5, Nr. 16. Sollte sich Fries öfters nach St. Gallen begeben haben, als Bote oder als Musikschüler, käme auch ein früheres Jahr in Frage, denn der Brief Pellikans an Vadian vom 26. September 1532 (VB, Bd. 5, Nr. 714) nimmt keinen Bezug auf den Musikunterricht (*Frisio iam ancincto ad iter instantique pro epistolio*). Die zweimalige Nennung «adolescens» im Brief vom 20. August weist auf einen Zeitpunkt vor dem Studium in Frankreich hin; nach dem Magisterexamen an der Universität Paris hätte ihn Binder wohl kaum so angekündigt.

¹⁸ Jakob Bächtold: Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrh. (Zürich 1890), Bd. 1, S. 173 ff. (Zitate S. 173, 183). Johannes Rütiner erwähnt in seinem Diarium, Bd. I, S. 528, auch andere Aufführungen, z.B. das 6. Buch der Odyssee, die Galathea des Antonius Thylesius.

¹⁹ Arnold Hug: Aufführung einer griechischen Komödie in Zürich am 1. Januar 1531 (Zürich 1874).

griechischer Sprache zu spielen, war ein Wagnis, und es konnte nur gelingen, weil Binder als Spielleiter eine illustre Gesellschaft zum Mitmachen aufbot. Collinus dichtete den Prolog, Binder selbst spielte den Plutos, der als blinder Greis auftritt und seine Gaben wahllos und ungerecht verteilt, Johannes Fries den pfiffigen Sklaven Karion, der in lebendiger Ausführlichkeit die Heilung Plutos erzählt. Sebastian Guldibeck (mit Fries zusammen erster Stipendiat) gab den Bauer Chremylos, der Plutos das Augenlicht zurückgibt, der 15-jährige Conrad Gessner die Frau Armut, eine rein allegorische Gestalt, und den Hermes. Es spielten, mit Ausnahme des hochbegabten Gessner, nur erwachsene Männer, die mit ihrem Spiel dem Kerngedanken des Humanismus Ausdruck gaben, *dass die antike Dichtung für alle Zeiten, für alle Völker, für alle Verhältnisse dauernden Wirklichkeitswert habe.*²⁰

Die Zürcher Reformatoren erkannten die Wichtigkeit einer höheren Schulbildung,²¹ die auch armen Kindern offen stehen sollte, und da der Bedarf an Pfarrern und Lehrern gross war, richtete man ein Stipendienwesen ein. Aus frei werdenden Stiftspfründen wurde das «Studentenamt» – auch «Studio» geheissen – dotiert, das 1527 seine Tätigkeit aufnahm.²² Die 1529 erlassenen Aufnahmebestimmungen setzten strenge Massstäbe, die auf eine lebenslange Bindung hinausliefen. Die Höhe des Beitrages richtete sich nach Alter und Erfahrung und bewegte sich stets am Rande des Existenzminimums (die Klage der Stipendiaten zieht sich wie ein roter Faden durch die Biographien). Am 14. September, an Fronfasten Crucis, konnten die ersten drei Stipendiaten aufgenommen werden: Benedikt Finsler, Johannes Fries und Sebastian Guldibeck. Sie erhielten je 3 Pfund und Kleider, 1529 jährlich 5 Mütt Kernen und 10 Pfund Geld, 1530 6 Mütt Kernen und 18 Pfund Geld.²³ Die philologische und theologische Ausbildung des jungen angehenden Gelehrten schätzte Zwingli so sehr, dass er ihn im Januar 1528 zur Disputation nach Bern mitnahm. Welche Rolle er spielte, ist unbekannt. Ohnehin traten nur wenige öffentlich

²⁰ Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (Leipzig 1932), S. 164.

²¹ Ernst; Kurt Spillmann: Zwingli und die Zürcher Schulverhältnisse, in: Zwa, Bd. XI (1962), S. 427ff.

²² Spillmann, a.a.O. S. 443f., Anm. 81.

²³ Ernst S. 67. Unter «kernen» versteht man entspelzten Dinkel, das damalige Hauptgetreide.

auf. Er unterzeichnete das Schlussdokument als 13. von 64 Theologen aus dem Machtbereich Zürichs.²⁴

Bis zu seiner Wahl als Vorsteher der Lateinschule am Fraumünster 1537 bezog Fries ein Stipendium. Mit ihm war eine vierfache Verpflichtung verknüpft: ernsthaftes Studium, sittliche Lebensführung, Unterricht als Hilfslehrer (provisor) am Carolinum und, nach dem theologischen Examen (1530), Predigtstätigkeit. Ihm wurde 1531, eine freie Wahl gab es nicht, das kleine Kirchlein in Witikon²⁵ zugewiesen, das zur Pfarrei Grossmünster gehörte. Nach dem Steuerrodel von 1467²⁶ zählte der Weiler Witikon etwa 50 Seelen, und diese Zahl dürfte sich jahrzehntelang kaum verändert haben. Die Bauernfamilien «ob dem Wald» hatten sich einige Unabhängigkeit bewahrt, die sie hartnäckig verteidigten. 1522 hatten sie sich beschwert, dass der Weg zum Grossmünster, wo sie kirchlich hingehörten, zu weit sei, zu beschwerlich im Winter, und erreichte, dass in den Wintermonaten alle 14 Tage ein Prädikant die Predigt im Kirchlein halten sollte. 1523 wählten sie eigenmächtig in der Person von Wilhelm Röubli einen eigenen Pfarrer, was zu Spannungen mit dem Stift führte. Der städtisch geprägte, gelehrte Johannes Fries war nicht glücklich mit der aufmüpfigen Bauerngemeinde und beklagte sich 1531 auf der Synode über die «bösen puren».²⁷ Im Winter 1532/33 war das Witikoner Intermezzo zu Ende.

Dank dem Stipendium verfügte Fries über ein zwar kleines, aber regelmässiges Einkommen, so dass er eine Ehe einzugehen wagte. Im April 1529, *da er noch ein Student war* (Zoller),²⁸ heiratete er Elsi Hüß, die ihm ein Jahr später einen Sohn gebar, der auf den Namen Gerold getauft wurde, aber schon im selben Jahr starb. Im Januar 1532 folgte

²⁴ EA 1521–28, Bd. 4/2, S. 1263; Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1521–32, Bd. 1, Nr. 1466. In Bullingers Reformationschronik fehlt sein Name, vielleicht weil er sein Studium noch nicht abgeschlossen hatte.

²⁵ E. Dejung/W. Wuhrmann: Zürcher Pfarrerbuch 1519–1952 (Zürich 1953), S. 162; K. Wirz: Etat des Zürcher Ministeriums von der Reformation bis zur Gegenwart (Zürich 1890), S. 219.

²⁶ Die Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich des 14. und 15. Jahrhunderts, 4. Band, Steuerrödel von 1467 (Zürich 1942), S. 16, 20.

²⁷ Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation in den Jahren 1519–1533, hg. E. Egli (Zürich 1879), Nr. 1757.

²⁸ ZBZ Hs. J 58.

die Mutter ihrem Kind in den Tod.²⁹ Diese familiäre Katastrophe erschütterte weder seinen Glauben noch stürzte sie ihn in eine tiefe Lebenskrise, denn der Tod war in diesen harten Zeiten ein ständiger Begleiter. Dennoch sah sich der junge Witwer genötigt, sein Leben neu zu positionieren, eine Entscheidung zu treffen zwischen Kanzel und Schule. Wenn er *Ludi magister* (Schulleiter) werden wollte, und das war jetzt sein Lebensziel, dann musste er an einer Universität den Magistertitel erwerben. Er entschied sich für Frankreich und damit für eine fremde Kultur und eine Sprache, die er erst noch erlernen musste, denn ihm war klar, dass er sich nicht nur unter Gelehrten bewegen wollte. Sein Lebensplan und die Überlegungen Bullingers und der *zur Schul Verordneten*,³⁰ die sich nicht nur gebildete, sondern auch in anderen Kulturen erfahrene Schulmeister als zukünftige Mitglieder der städtischen Elite wünschten, trafen aufs glücklichste zusammen. Indem sie die Erlaubnis gaben *ze wandeln*, das heisst, das Studium in der Fremde fortzusetzen, waren sie auch bereit, das Stipendium weiter zu zahlen. In den Worten Bullingers (deutsch von J. Hanhart): *1533 wurden Johannes Friesius und Conrad Gessner zum ersten in der Frohnfasten Cinerum (Aschermittwoch) gen wandlen geschickt und zogend gen Basel und Paris. Einem ward geordnet 6 Mütt Kernen oder das Geld dafür und fl. 28.*³¹ Anfangs 1533 war alles zur Abreise bereit.

3. Studium in Frankreich (1533–1536)

Wer sich im 16. Jahrhundert ins Ausland begab, suchte sich wegen der Gefahren unterwegs einen oder mehrere Begleiter, deshalb war es ein Glücksfall, dass der 28-jährige Johannes Fries und der 17-jährige Conrad Gessner die Reise zusammen antreten konnten.³² Nach der alten Fasnacht 1533³³ begannen die beiden ihre «*peregrinatio academica*» (akademische Wanderschaft), die sie zuerst nach Basel führte, wo sie

²⁹ StAZ VIII C 1.

³⁰ BB, Bd. 3, Nr. 224, Fries an Bullinger, Bourges, 14. Mai 1533.

³¹ Hanhart S. 20f.

³² In Frankreich waren sie teils zusammen, teils getrennt. Der Ältere, Fries, hatte keinen offiziellen Auftrag, sich dauernd als Mentor zu betätigen.

³³ STAZ G II 39.1. Die «alte fasnacht» ist der Tag vor *Invocavit*; 1533 fiel sie auf den 18. Februar.

auf Empfehlung Pellikans im Hause des Oswald Myconius, Antistes der Basler Kirche, logierten.³⁴ Hier machte man sie auf ein Versäumnis aufmerksam, denn in einem Schreiben vom 25. Februar an Bullinger³⁵ baten sie, ihnen ein Empfehlungsschreiben des Zürcher Rates zu verschaffen des Inhalts, dass sie Zürcher seien und des Studierens wegen in die Fremde gingen, so werde es die nötige Sicherheit geben. Vorerst sassen sie fest, denn Schneegestöber, Regen und heftige Winde machten die Strassen und Pässe unpassierbar. Auch warteten sie auf einige Franzosen, die mit ihnen ziehen wollten und die wegen ihrer Kenntnis des Landes und der Sprache besonders willkommen waren. Endlich waren alle Hindernisse ausgeräumt, die Reise konnte beginnen. Sie führte ohne Zwischenfälle von Basel nach Paris und später nach Bourges. In seinem einzigen uns erhaltenen Brief aus Frankreich, datiert vom 14. Mai 1533,³⁶ legte Johannes Fries Rechenschaft ab. Er wollte den vielbeschäftigten Bullinger nicht mit Kleinlichkeiten stören und habe deshalb noch nichts von sich hören lassen. Wir erfahren, dass sich die beiden Freunde über den einzuschlagenden Weg uneins waren. Der ursprüngliche Plan, in Paris das Studium zu beginnen, zerschlug sich an den Finanzen, die das Studentenamt zur Verfügung stellte. 40 Gulden oder mehr jährlich überstiegen ihr Budget. Auch war, wie Gessner schrieb, *ein solches Gedränge von Menschen, dass wir nicht einmal eine ruhige Wohnung zum Studieren hätten finden können.*³⁷ Darum zogen sie nach Bourges weiter, um in der Hauptstadt des Herzogtums Berry ihr Glück zu versuchen. Die 1463 von Ludwig XI. gegründete Universität erfreute sich zeitweise eines guten Rufes dank der von der Stadt finanzierten liberalen Berufungspolitik. Zudem stand sie seit 1527 unter dem Schutz der Margarethe d'Angoulême, einer Schwester des französischen Königs Franz I., die ihre Sympathie für die evangelische Sache nicht verbarg. Heimliche oder offene Bekenner der neuen Lehre, wie Jean Calvin, Théodore Bèze oder unsere beiden Zürcher, brauchten um ihr Leben nicht zu bangen. Aber in den dreissiger Jahren befand sich die Universität in einem Tief, was Fries und Gessner sehr rasch bewusst wurde. Noch immer

³⁴ Brief Pellikans an Myconius vom 19.2.1533: STAZ E II 358, 98; BB, Bd. 3, Nr. 193.

³⁵ BB, Bd. 3, Nr. 193. Das Empfehlungsschreiben ist nicht mehr erhalten.

³⁶ BB, Bd. 3, Nr. 224.

³⁷ BB, Bd. 3, Nr. 210.

zog die juristische Fakultät, an der seit 1529 der berühmte Jurist Alciat lehrte, viele Studenten an, aber unsere Zürcher hatten keine Lust und wohl auch nicht die Erlaubnis, die Rechte zu studieren, und die Artistenfakultät reizte sie nicht, sie war nicht auf der Höhe der Zeit: *Ibi tum annonae caritatem invenimus maximam studiaque dempto iure prorsus politioribus in literis frigere vidimus*³⁸ (Hier haben wir eine sehr hohe Teuerung der Getreidepreise vorgefunden, und wir haben gesehen, wie die Studien in den feineren Wissenschaften, mit Ausnahme des Rechts, völlig erstarrt sind). Die hohen Lebenskosten zwangen Gessner, Privatstunden zu geben, während Fries zunächst unschlüssig war, welchen Weg er einschlagen sollte. Nur in einem Punkt gab es keine Zweifel. Er brauchte dringend Geld, das er in beschwörenden Worten von Bullinger erbat: *Quare, si tu deseris, perimus* (Daher, wenn du uns im Stiche lässt, sind wir verloren).³⁹ Der Hilferuf blieb nicht ungehört. In einem lateinisch geschriebenen Brief Bullingers an Myconius in Basel vom 18. August 1533 findet sich folgender Nachsatz im heimischen Idiom: *Lieber, habend ir gewüsse bottschaft(t) gen Burgis in Franckrych, so lassend michs wüssen; so wöllend wir unsern knaben gällt rüsten, inen ze schickenn*.⁴⁰ Während Conrad Gessner noch ein Jahr in Bourges blieb, zog Fries wieder nach Paris, wohl im Sommer oder Frühherbst, denn am 1. November eröffnete Rektor Cop das akademische Studienjahr. Bis zum Dezember 1534 ist kein Bericht der beiden Studenten erhalten geblieben, so dass ein besorgter, aber auch tadelnder Brief von Bullinger vom 12. Mai 1534 verständlich ist.⁴¹ Es heisst darin: *Wir erhalten keine Briefe von euch; ob dies Schuld der Boten oder euere eigene sei, wissen wir nicht. Doch erinnern wir euch, in Zukunft entweder fleissiger oder sorgfältiger im Anvertrauen eurer Briefe zu sein. (...) Auch das befremdet uns sehr, dass ihr uns über eure Studien, über eure Professoren und eure Freunde nichts schreibt, und doch wünschen wir sehr, über beides nähere Nachrichten zu haben. (...) Vergesset es nicht, meine teuergeliebten Söhne, dass ihr durch ein Stipendium von der Kir-*

³⁸ BB, Bd. 3, Nr. 224.

³⁹ A.a.O.

⁴⁰ BB, Bd. 3, Nr. 251. In der gleichen Sache schrieb Bullinger auch an Berchtold Haller in Bern (der Brief ist nicht erhalten). Dieser antwortete am 15. September 1533 (BB, Bd. 3, Nr. 258), dass eine Möglichkeit der Geldüberweisung an die in Bourges studierenden Zürcher (und vier Berner) durch Lyoner Kaufleute und Melchior Volmar bestehe.

⁴¹ BB, Bd. 4, Nr. 374; deutsche Übersetzung bei Hanhart S. 31 (leicht modernisiert).

che unterhalten werdet, gebt euch also auch Mühe, der Kirche zu nützen. Auch dieser Brief wird die Adressaten nicht erreichen. Sehr besorgt schreibt Gessner am 26. August 1534 nach Zürich, sie, das heisst Fries und er, hätten seit fast einem Jahr keinen Brief aus der Heimat erhalten. Sie warteten auf Nachrichten aus Zürich und auf Geld, und sie versichern, dass sie sparsam und fleissig seien.⁴² Der «dialogue des sourds» setzte sich 1535 nicht fort. Im Dezember 1534 verliess Gessner Paris, wo er sich einige Monate aufgehalten hatte, und übersiedelte nach Strassburg. Von dort aus schickte er einen Brief an Bullinger,⁴³ in dem wir auch einiges über Johannes Fries erfahren, zwar nicht über sein Studium (weder jetzt noch später!), wohl aber über dessen allgemeine Befindlichkeit. Nachdem sich Fries in Bourges guter Gesundheit erfreut hatte, wurde er in Paris häufig von Fieberanfällen heimgesucht, die mit der Überarbeitung oder der schlechten Luft der Grossstadt zusammenhängen mögen. Dazu gesellte sich eine mit Entzündung am Schienbein begleitete Geschwulst, die ihn in Paris festnagelte. Auch wenn die Umstände besser gewesen wären, hätte er seinen Freund Gessner nicht nach Strassburg begleitet, denn er hatte solche Fortschritte in der französischen Sprache gemacht, dass er nicht auf halbem Wege aussteigen wollte. Vielleicht dachte er schon damals an ein dreisprachiges Lexikon, das aber erst viele Jahre später bei Froschauer erscheinen wird. Über seine Methode, sich die französische Sprache anzueignen, wissen wir nichts Bestimmtes, so dass wir uns jeder Spekulation enthalten wollen. Vielleicht wählte er sich von Zeit zu Zeit einen Lehrer, um schneller vorwärts zu kommen oder um sich Rat zu holen. Immerhin erfahren wir in einem Brief aus Basel an Bullinger vom 20. August 1536, dass Konrad Neobar von Vorst bei Kempen (Niederrhein) zu seinen Lehrern gehörte.⁴⁴ Sicher halfen ihm auch Gespräche mit Buchhändlern und Druckern, wobei der «königliche Drucker» Robert Estienne an erster Stelle zu nennen wäre, denn die Ausstrahlung von Paris im 16. Jahrhundert hängt nicht nur mit der Universität zusammen, sondern auch mit dem Buch (in der rue Saint-Jacques zum Beispiel wohnten mehr als 160 Buchhändler in 80 Häusern). Dieses Buch-Paradies hatte seinen Preis: Fries ver-

⁴² BB, Bd. 4, Nr. 428.

⁴³ BB, Bd. 4, Nr. 497.

⁴⁴ BB, Bd. 6, Nr. 880.

schuldete sich und musste eine Summe Geld entleihen, was ihn noch jahrelang belasten wird.⁴⁵

Auf Grund der von Franz I. den Eidgenossen gewährten Stipendien hielten sich immer eine Reihe von Studenten in Frankreich auf, wo sie vorzugsweise in Paris den Magistertitel holten. Später gesellten sich auch Stipendiaten der evangelischen Städte dazu wie unsere beiden Zürcher. Wer zum erstenmal nach Paris kam, war froh, auf Landsleute zu stossen, wo man sich Rat holen oder bei Schulden – und wer hatte keine? – Geld ausleihen konnte. Ein solcher Treffpunkt war die Pension des Schwyzer Magisters Martin Betschart.⁴⁶ Er versuchte, für seine Landsleute einigermaßen erschwingliche Zimmer zu finden, sofern sie nicht bei ihm selber wohnen wollten. Betschart übte verschiedene Berufe aus, war Korrektor und Kopist von Musikpartituren; später rückte er in höhere Ämter auf und wurde offizieller Vertreter der «deutschen Nation», zu der auch die Schweizer gehörten. Als Pfandleiher und Wucherer, was vielfach zusammenhing, besass er nicht den besten Ruf. Sein Haus sah aus wie ein Trödlerladen, vollgestopft mit Möbeln, Schmuckstücken und Nahrungsmitteln. Conrad Gessner und Johannes Fries konnten auf seine Hilfe zählen, wenn sie in Not waren. Hilfe erhielten sie auch vom Zuger Peter Kolin, dem Koautor des lateinisch-deutschen Wörterbuches von 1541.⁴⁷

Stärker als die finanziellen Sorgen belasteten Fries die zunehmenden religiösen Spannungen, auch wenn er in der Pension des evangelisch gesinnten Martin Bésard, wo auch die Berner Johann Steiger, Hieronymus Manuel und Hieronymus Fricker wohnten,⁴⁸ einigermaßen sicher war. Die Bevölkerung von Paris konnte leicht in Erregung versetzt werden, und die Politik Franz I. zwischen den religiösen Fronten war nicht auf Dauer angelegt, ein Zwischenfall konnte das labile Gleichgewicht stören. Die Stimmung schlug um, als in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1534 Plakate gegen die Messe in mehreren Städten, auch im Schloss d'Amboise, der Residenz des Königs, angeschlagen wurden (sog. Plakataffäre). Jetzt warf der König

⁴⁵ Nbl. Chor., S. 3.

⁴⁶ W. Brändly in Zwa, Bd. VIII, S. 426ff.

⁴⁷ Brief Pellikans an Peter Kolin vom 6.3.1534, zitiert in Zwa, Bd. IX, S. 162; BB, Bd. 4, Nr. 374.

⁴⁸ Herminjard, Bd. III, S. 239, A 18.

das Steuer herum und gab den Todesurteilen freien Lauf. Monate der Exekutionen folgten, die Conrad Gessner, Rektor Cop und Calvin veranlassten, Frankreich zu verlassen. Johannes Fries liess sich nicht vertreiben, als Schweizer war er auch nicht direkt bedroht. Er studierte weiterhin die französische Sprache und besuchte die Vorlesungen an der Universität, blieb vorsichtig in seinen Äusserungen und schloss wahrscheinlich im Winter 1535/36 seine Studien an der Artistenfakultät mit dem Magisterexamen ab.⁴⁹ Sein erstes Lebensziel hatte er damit erreicht, eine Rückkehr in die Heimat schien, nicht zuletzt aus religiösen Gründen, geboten. War sein Plan, seine Studien in Basel fortzusetzen, ein plötzlicher oder lange erwogener, langsam gereifter Entschluss? Hatte er eine klare Vorstellung, wie er sein künftiges Leben aufbauen wollte? Zog ihn die Universität in Basel stärker an als die Lateinschule in Zürich, wo keine Stelle frei war? Lebte er vielleicht in der Illusion, er könnte sich noch frei entscheiden? Wieder einmal schweigt sich Fries aus. Wahrscheinlich kehrte er nach Zürich zurück, legte vor seinen Vorgesetzten Rechenschaft ab und begab sich für einige Zeit nach St. Gallen zu Johannes Widenhuber, um sich in der Musik weiterzubilden und vielleicht Vorlesungen zu halten. Über diesen Besuch berichtet Rütiner in seinem Diarium: *Er (Fries) kam hieher zu uns zu Johannes Widenhuber, weil er sich an dessen Wissen, nämlich in Musikinstrumenten, höchlich erfreute.*⁵⁰

4. Basler Zwischenspiel (1536–1537)

Im Frühjahr 1536 traf Fries in Basel ein mit Erlaubnis der «pflegeren», die zudem seine prekäre finanzielle Situation mit einer Spende von 12 Pfund aus dem Studentenamt etwas mildern halfen.⁵¹ Es war damals nicht ungewöhnlich, dass Magister ihr Studium noch eine

⁴⁹ Leider erfahren wir nichts weder über seine Studien noch über seine Professoren. Nachforschungen in den Archives nationales (Paris) blieben ohne Ergebnis. Einzig bei Brodaeus, Anh., S. 21, findet sich folgender Hinweis: «Tuus Christophorus Stathmion mense Februario, Anno 1536. Parisijs.»

⁵⁰ Rütiner Diarium II, Nr. 103. Der undatierte Brief Binders an Vadian (VB, Bd. 5, Nr. 16) gehört nicht hierher, denn im August 1535 studierte er noch in Paris.

⁵¹ STAZ G II 39.1. Bei den Angaben des Studentenamtes steht bei Pfingsten 1536 zum erstenmal M (= Magister).

Zeitlang fortsetzten, und die Basler Universität war die einzige auf schweizerischem Boden, klein, überschaubar, mitten in einem wohlgeordneten Gemeinwesen gelegen. Fries immatrikulierte sich an der juristischen Fakultät,⁵² was durchaus im Sinne seines Mentors Bullinger war, der sich in seiner «Studiorum ratio» (Studienanleitung)⁵³ folgendermassen hat vernehmen lassen: *Unter Rechtskunde aber verstehe ich allein das kaiserliche oder bürgerliche Recht, denn das päpstliche Recht bedeutet ärgste Ungerechtigkeit, Barbarei (...). Sehr vieles schreibt Cicero über die Rechtskunde im ersten Buch seines Werkes «Über den Redner». Lies dieses, und du wirst sehen, dass für einen edlen und wissbegierigen Menschen nichts gleicherweise notwendig ist wie die Rechtswissenschaft.* Die erste Nachricht über seinen Aufenthalt in Basel erfahren wir aus einem Brief Bullingers an Oswald Myconius, datiert vom 12. Juni 1536.⁵⁴ *Vir est doctus, pius et probus* (Der Mann ist gelehrt, fromm und rechtschaffen), heisst es im letzten Abschnitt des Schreibens. Der Adressat und Simon Grynaeus sollten sich seiner annehmen. Myconius war seit 1532 Nachfolger Ökolampads und Antistes der Basler Kirche, Simon Grynaeus versah eine Professur für Griechisch und Neues Testament an der Universität. Fries konnte also auf die Unterstützung zweier einflussreicher Persönlichkeiten zählen.

Bevor er ernsthaft mit dem Studium begann, schloss er sich seinem Schwager Konrad Pellikan an, der in der ersten Hälfte Juni die Pfingstmesse in Zurzach besucht hatte und mit dem Schiff zu einem längeren Aufenthalt nach Strassburg reiste.⁵⁵ Über Rufach und Ensisheim kehrte er nach Basel zurück, wo er seinen kleinen Sohn Samuel der Obhut von Johannes anvertraute, da dessen Schwester Anna den ganzen Sommer über an «Engbrüstigkeit» gelitten hatte und in der Betreuung ihres Kindes entlastet werden musste.⁵⁶ Sie starb Ende Oktober, fern von Bruder und Sohn. Fries lebte damals, zusammen mit französischen Studenten, im ehemaligen Augustinerkloster («oberes Kollegium») nahe der Universität, und Pellikan versäumte nicht,

⁵² Matrikel der Universität Basel, hg. von Hans Georg Wackernagel (Basel 1956), Bd. 2, S. 12, Nr. 20. Er bezahlte 6 Sh.

⁵³ Heinrich Bullinger: *Studiorum ratio – Studienanleitung*, hg. von Peter Stotz, 1. Teilband: Text und Übersetzung (Zürich 1987), S. 51.

⁵⁴ BB, Bd. 6, Nr. 843.

⁵⁵ Pellikan, Chronik S. 134; VB, Bd. 5, Nr. 893.

⁵⁶ Pellikan a.a.O., S. 134f.

öfters Instruktionen über die Erziehung seines Sohnes zu schicken.⁵⁷ Samuel blieb in Basel bis Ostern 1537,⁵⁸ dann kehrte er nach Zürich zurück, wo sich Pellikan unterdessen wieder verheiratet hatte.

Kaum war Fries aus Strassburg zurück und nunmehr Student an der juristischen Fakultät, fiel ihm im Zusammenhang mit dem Tode des Erasmus eine höchst ehrenvolle Aufgabe zu. Der Gelehrte hatte 1529 sein Domizil nach Freiburg im Breisgau verlegt, war aber schwer krank 1535 nach Basel zurückgekehrt, wo er im Hause Frobens wohnte. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juli 1536 starb Erasmus. Obwohl der Verstorbene als Privatgelehrter in Basel gelebt hatte, fiel der Universität die Aufgabe zu, die Beerdigung in angemessener Weise (nach protestantischer Lesart: ohne Pomp) durchzuführen. Das ohne Zweifel begehrte Amt eines Funeralzeremonienmeisters («curator fune- ris et ultimi officii exhibitor») übertrug sie dem 31-jährigen «Magister artium» und Jusstudenten Johannes Fries, eine erstaunliche Tatsache, denn weder gehörte er zum baslerischen «Establishment», noch hatte er Zeit gefunden, sich an der Universität einzuleben.⁵⁹ Und es ist wohl möglich, dass er als «Ghostwriter» dem amtierenden Antistes Myconius, der in diesen Tagen wegen der Wittenberger Konkordie⁶⁰ ein vielbeschäftigter Mann war, die Leichenpredigt (con- ciuncula) geschrieben hat. Über das feierliche Begräbnis am 12. Juli berichtet Beatus Rhenanus Folgendes: *Wie allgemein man seinen Hin- scheid bedauerte, zeigte die grosse Zahl der Leute, die den Verstorbenen noch ein*

⁵⁷ Pellikan a.a.O., S. 132 Anm. 5.

⁵⁸ Pellikan a.a.O., S. 136.

⁵⁹ Über Tod und Begräbnis berichtet Beat Rudolf Jenny in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 86/2, S. 61ff.; Katalog zur Ausstellung zum 450. Todestag von Erasmus von Rotterdam, veranstaltet vom Hist. Museum Basel (1986). Fries orientierte seinen Schwager Pellikan über die Vorgänge in Basel; leider ist der Brief verloren gegangen. Am 13. Juli 1536 schrieb Pellikan an Fries (Hermin- jard, Bd. 4, Nr. 569); Rütiner Diarium I, 2, Nr. 938.

⁶⁰ 1536 wurde zwischen Luther und den evangelischen Theologen der bisher stark zwinglianisch ausgerichteten oberdeutschen Reichsstädte eine Vereinbarung über die Sakramente, insbesondere das Abendmahl, abgeschlossen (= Wittenberger Konkordie). Der Weg zu dieser Vereinbarung und das Resultat selbst wurden in diesen Wochen unter den Schweizer Reformierten heftig diskutiert. Der Hinweis auf eine mögliche Autorschaft von Fries findet sich in einem anonymen Erasmus-Pamphlet von 1540, wo es heisst, ein Jüngling habe die Abdankungsrede auf Erasmus gehalten (Katalog a.a.O. S. 244–246).

letztes Mal sehen wollten. Studenten trugen ihn auf den Schultern zum Grabe in der Kathedrale; dort wurde er neben der Treppe, auf der man zum Chor hinaufsteigt, auf der linken Seite des Gotteshauses, in der einstigen Kapelle der hl. Jungfrau, ehrenvoll beigesetzt. Im Leichenzug sah man ausser dem Bürgermeister auch die allermeisten Ratsherren; von den Professoren und Studenten fehlte keiner.⁶¹

Die Reformation mit ihren Turbulenzen hatte die Universität samt Unterbau in eine schwere Krise gestürzt, von der sie sich in den dreissiger Jahren nur mühsam erholte. Die drei oberen Fakultäten – Theologie, Recht, Medizin – wurden allmählich mit angesehenen Professoren besetzt, welche die Universität zu neuer Blüte führten, einzig die Artistenfakultät steckte bis 1540 in Schwierigkeiten, die sich nicht so rasch beheben liessen.⁶² Die Krise der Universität war auch die Krise der Lateinschulen, denn beide Institutionen waren miteinander verhängt, und noch bis 1539 oblag es der Universität, die unteren Schulen zu ordnen und die Lehrer anzustellen. Um die Sache in den Griff zu bekommen, plante sie die Errichtung eines Pädagogiums, welches die unterste Klasse der Artistenfakultät bilden sollte. Als alles noch im Fluss und nichts definitiv geregelt war, übersiedelte Fries, nun schon kein Unbekannter mehr, nach Basel. Da er Schulden abzahlen und sein karges Stipendium aufbessern musste, hielt er an der Universität *sowohl öffentlich als bei Hause* – das heisst im Barfüsserkloster bei Grynaeus, wo er wohnte – *philologische Vorlesungen* und fand *in der Erklärung griechischer und römischer Schriftsteller ungemeinen Beifall*.⁶³ In welchem Rahmen sich diese akademische Tätigkeit von Fries bewegte, ist unklar, doch dürfte er nach A. Hartmann⁶⁴ kaum eine reguläre Professur bekleidet haben.

Auch anderswo wurde man auf Johannes Fries aufmerksam. So bemühten sich Genf und Lausanne um den gelehrten Zürcher, da es

⁶¹ Alfred Hartmann: *Leben und Werke des Erasmus von Rotterdam*, in: *Gedenkschrift zum 400. Todestage des Erasmus von Rotterdam* (1936), S. 24.

⁶² Edgar Bonjour: *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart* (Basel 1960), S. 108 ff., 121 ff.

⁶³ Nbl. Chor. S. 3 (leicht modernisiert); Beat Rudolf Jenny, a.a.O. Anm. 111.

⁶⁴ AK, Bd. X//2, Nr. 2047, Anm. 1. Die Akten drücken sich unpräzise aus; vgl. STAB, *Universitätsarchiv I, 1: Rektor, Regent und Verwalter der hohen schuol zu Basel an BM und Rat der Stadt Zürich (1537, Montag nach dem Palmtag): «meister Hanns Friessen halb», der in Basel «etwas zits» aushalf.*

auch in diesen beiden Städten darum ging, den höheren Unterricht auf reformierter Grundlage einzurichten. Fries schien der geeignete Mann zu sein, denn er beherrschte neben Latein, Griechisch und Hebräisch auch das Französische.⁶⁵ Die Aufgabe und das Umfeld (liebliche Landschaft, guter Wein, Urbanität usw.) wurden mit verlockenden Worten geschildert. Sogar Pierre Viret und Jean Calvin, der dem jungen Zürcher vermutlich in Paris begegnet war, setzten sich für das Anliegen der beiden Städte ein. Aber die Zürcher verweigerten sich den Bitten der Westschweizer, sie hatten mit Fries andere Pläne vor.

Inzwischen wurde er Gegenstand einer Kontroverse zwischen Basel und Zürich. In einem Brief vom 4. März 1537⁶⁶ an Myconius teilte Bullinger mit, dass Johannes Fries als Nachfolger Benedikt Finslers als Rektor an die Fraumünsterschule in Zürich berufen worden sei, was die Pläne der Basler durchkreuzte. Denn ungefähr zu dieser Zeit war Fries zum Leiter des Pädagogiums, der ersten Klasse der Artistenfakultät, gewählt worden.⁶⁷ Diese Lateinschule war als Konkurrenz zur Schule «auf der Burg» gedacht, wo zwischen 1537 und 1541 das Amt des Schulmeisters sechsmal den Inhaber wechseln sollte. Fries aber wollte die Basler Lehrverpflichtung nicht ohne weiteres aufgeben. In einem Schreiben vom 7. März⁶⁸ an Bullinger und im gleichen Sinne an den Zürcher Rat meldete er Widerstand gegen eine sofortige Rückkehr nach Zürich an. Er habe eine Lehrverpflichtung in Basel übernommen, um seine (von Zürich mitverursachten!) Schulden zu tilgen. Seine Stelle könne nicht so schnell durch jemand anders besetzt werden, denn es herrsche grosser Mangel an guten Lehrern, Conrad Gessner hätte eine solche Berufung eher bedurft (auch er war hochverschuldet aus Frankreich zurückgekehrt). Simon Grynaeus, sein Mentor in Basel, äusserte ähnliche Bedenken wie Fries,⁶⁹ denn er

⁶⁵ Pellikan an Fries in Basel, 13. Juli 1536 (Herminjard, Bd. 4, Nr. 569); Gaspard Megander an Heinrich Bullinger und Leo Jud in Zürich, 15. Januar 1537 (Herminjard, Bd. 4, Nr. 603).

⁶⁶ BB, Bd. 6, Nr. 959.

⁶⁷ BB, Bd. 6, Nr. 960. Diese Stelle übernahm Jahre später Thomas Platter *in keineswegs adaequater Weise* (Beat Rudolf Jenny).

⁶⁸ BB, Bd. 6, Nr. 962; ein weiterer Brief an Bullinger datiert vom 14. März (BB a.a.O. Nr. 969).

⁶⁹ BB, Bd. 6, Nr. 963, um den 7. März 1537.

und Myconius hatten ihn als Hauptträger der dringlichen Reform des universitären Unterbaus vorgesehen. Schliesslich wurde die Angelegenheit zur «Staatsaffäre», indem sich am 20. März Bürgermeister Meyer und der Rat der Stadt Basel direkt an ihre Kollegen in Zürich wandten.⁷⁰ Eine Woche später, am 26. März, traf ein Brief von *Rector, Regenten und Verwalter der Hohen Schuol zuo Basel*⁷¹ in Zürich ein. Tags darauf doppelte Oswald Myconius im Auftrag der Universität⁷² nach, und Simon Grynaeus folgte in seinem eigenen Namen und als Professor an der Universität.⁷³ Ihre Argumente lauten zusammengefasst folgendermassen: Die Universität sei für den Aufbau des neugegründeten Pädagogiums auf Johannes Fries angewiesen; seine Arbeit könne nicht *uff ein stutz* (sofort) aufgegeben werden, ein Ersatz sei nicht zur Hand. Eine Fortsetzung seiner juristischen Studien, des *keyserlichen Rechts*, liege nicht nur in seinem, sondern auch im Interesse der Stadt Zürich; wegen seiner Schulden, die ihm nicht allein angelastet werden können, und wegen seiner Armut sei die Arbeit in Basel vorläufig unverzichtbar. Diese Korrespondenz zeigt, welche Statur der junge, humanistisch gebildete Gelehrte in kurzer Zeit gewonnen hatte, welche Erwartungen mit seinen pädagogischen Vorstellungen verbunden waren. Das Sperrfeuer aus Basel brachte die zürcherische Festung ins Wanken – am 4. April erhielt Fries durch Beschluss des Rates eine Gnadenfrist bis zum Herbst des Jahres 1537.⁷⁴ Bis zu diesem Zeitpunkt sollte ihm auch das Stipendium ausgerichtet werden.⁷⁵ Fries erhielt einen kurzen Urlaub von der Universität. Zusammen mit seinem jungen Neffen Samuel Pellikan reiste er über die Osterferien nach Zürich, um seine Sache persönlich zu vertreten, und kehrte am 9. April nach Basel zurück.⁷⁶

Obwohl Fries anstrengende und aufregende Wochen und Monate verbrachte, fand er noch Zeit und Kraft, seine philologische Begabung in den Dienst des Buches zu stellen, indem er zwei 1536 bei Wende-

⁷⁰ STAZ A 240.1.

⁷¹ STAZ a.a.O.; der Entwurf stammt von Karlstadt: STAB Missiven B 2.

⁷² BB, Bd. 6, Nr. 976.

⁷³ A.a.O. Nr. 979.

⁷⁴ STAZ A 240.1, Dorsualnotiz (*Actum uff den Ostermittwuch, anno 1537*).

⁷⁵ STAZ G II 39.1 Grossmünsterstift, Studentenrechnungen: *It. 6 t kernen M. Joi Friessen zum letsten mal*.

⁷⁶ BB, Bd. 7, Nr. 988 (Bullinger an Myconius).

lin Rihel in Strassburg erschienene Schriften Neobars an Heinrich Bullinger sandte, einen Neudruck von Latomus' «De inventione dialectica» anregte⁷⁷ und die deutsche Ausgabe des Buches «De corrupti sermonis emendatione» (Über die Verbesserung der verdorbenen Sprache) von Mathurin Cordier betreute (vgl. 6. Kapitel).⁷⁸ Im Herbst 1537 kehrte Johannes Fries in seine Vaterstadt zurück. Die «peregrinatio academica» war nach fast fünfjähriger Dauer zu Ende.

5. Zweiter Aufenthalt in Zürich (1537–1565) – Johannes Fries als ludi magister (Schulmeister)

Während in den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts die Verhältnisse an den Basler Lateinschulen und an der Artistenfakultät sehr verworren waren und sich deshalb für Fries eine einzigartige Gelegenheit geboten hätte, seine Fähigkeiten als Lehrer und Organisator zu erproben, waren die beiden Lateinschulen in der Stadt Zürich, die eine am Grossmünster («schola superior» oder Carolina), die andere am Fraumünster («schola inferior» oder Abbatissana) wohl geordnet.⁷⁹

⁷⁷ BB, Bd. 6, Nr. 880.

⁷⁸ Die Basler behielten Fries in guter Erinnerung. Als er im Sommer/Herbst 1552 mit dem Sohn des Leo Jud auf Reisen war, wurde er von der Universität mit Ehrenwein beschenkt (STAB UA K 8, fol. 32ro, zit. AK, Bd. X/2, Nr. 4302 Anm. 1). Im November 1558 spendierte ihm der Basler Rat einen Ehrenwein: *Schenckwin: It. 2 Kannen M. Hans Frysen vonn Zürich* (STAB Finanz-Acten G 18, Wochen-Ausgabebuch, S. 41, zit. AK a.a.O.). Biographischer Kontext: Der älteste Sohn von Fries, der 1540 geborene Johannes, hatte sich 1558 an der Universität Basel immatrikuliert (wie Anm. 50, S. 114, Nr. 31) und wurde nun anfangs November von seinem Vater besucht. In seinem Gepäck hatte er einen Brief Gessners an den Jüngling, in dem er ihn ermahnte, fleissig zu sein und vor allem die Vorlesungen Hospinians über Dialektik und Philosophie zu besuchen (Gessner, epist. med. S. 104).

⁷⁹ Ernst; Figi Jacques: Die innere Reorganisation des Grossmünsterstiftes in Zürich von 1519–1531, Diss. Zürich, Affoltern am Albis 1951; Spillmann Kurt: Zwingli und die Zürcher Schulverhältnisse, in: Zwa Bd. XI, 1962, S. 427–448; Büsser Fritz: Théorie et pratique de l'éducation sous la Réforme à Zurich, in: La Réforme et l'éducation etc., Toulouse 1974, S. 153–170; Baechtold Hans Ulrich: Heinrich Bullinger vor dem Rat, in: Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte, Bd. 12, Bern 1982; Rüetschi Kurt: Bullinger als Schulchronist, in: Heinrich Bullinger, 1504–1575. Gesammelte Aufsätze zum 400. Todestag, I: Leben und Werk, hg. von U. Gäbler und E. Herkenrath, Zürich 1975 – Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte Bd. 7, S. 305–322.

Sie unterstanden einem Schulherrn, der sich gegenüber dem Rat in Bezug auf Lehrplan, Lernstoff und Stipendien einen grossen Freiraum in der Gestaltung des höheren Unterrichts bewahrte. Auf den ersten Schulherrn, Zwingli, folgte Ende 1531 Heinrich Bullinger, der als Lehrer in Kappel Erfahrungen gesammelt hatte, die dringend gebraucht wurden. Sein Auftrag lautete, *uff bede schuolmeister, provisern, lecteren und schuolen uff ze saehen alss ein schuolher, wie m(eister) Uolrich (Zwingli) selig gtan hat.*⁸⁰ Das Instrument der Aufsicht war eine Schulordnung, die im Herbst 1532 in Kraft trat und zunächst nur für das Carolinum galt, später auch die Fraumünsterschule einbezog, was sinnvoll war, aber auch den Wettbewerb einschränkte. Diese Schulordnung setzte den äusseren Rahmen (Zahl der Klassen usw.), bestimmte das Stoffprogramm und regelte die Disziplin, die unerbittlich streng war. Sie war so wohl durchdacht, dass sie im ganzen 16. Jahrhundert nur verändert, nicht aber umgebaut werden musste. Zu den Veränderungen gehörte zum Beispiel die Erweiterung von vier auf fünf Stufen (1545), was den Druck auf die jungen Schüler etwas wegnahm und den Übergang zur Hohen Schule, der «Prophezei», oder an eine auswärtige Universität erleichterte. Hatten die ersten Stufen propädeutischen Charakter (lateinische Grammatik, Vokabularien, Neues Testament, lateinische Lektüre, z.B. Cato, später Vergil und Terenz, griechische Grammatik, schriftliche Arbeiten und viele Repetitionen), bot die oberste Stufe einen anspruchsvollen Unterricht: man gab der Grammatik den letzten Schliff, las klassische Autoren wie Sallust, Cicero, Ovid und Homer, übte sich in Poetik und Rhetorik und besuchte die «lectiones publicae», die öffentlichen Vorlesungen der Hohen Schule, die sich mit dem Alten Testament und der hebräischen Sprache befassten.⁸¹ Jede Stufe hatte 5–6 Stunden täglich Schule, zwei Nachmittage waren frei. Zum Religionsunterricht in der Schule gesellte sich die religiöse Unterweisung im Gottesdienst, die «Kinderlehre», so dass die Gesamtbelastung auf der obersten Stufe 35 Stunden betrug. Zweimal jährlich, zu Ostern und im Herbst, wurden Examen abgehalten, welche die Stärken und Schwächen des Schulbetriebs aufdeckten und eine Zensur der Schulherren nach sich zogen. Während ein Hilfschulmeister (provisor) und drei Gehilfen (collaboratores) auf den

⁸⁰ Zitiert bei Baechtold a.a.O. S. 193.

⁸¹ Ernst S. 91: Stundenplan der Lateinschule nach der Ordnung von 1532.

unteren Stufen unterrichteten, was meist eine mühsame Sache war, blieb die oberste Klasse dem Schulmeister (*ludi magister*) vorbehalten, der damit nach innen und aussen eine besondere Verantwortung übernahm. Die Lehrer wurden durch Schulherr und Konvent gewählt und von *Rat und burgern* bestätigt.⁸² Die Stellung der Hilfslehrer war unsicher, die materielle Situation prekär, nur die Schulmeister konnten in der Regel mit einer lebenslangen Beschäftigung rechnen.

Im Herbst 1537 trat Johannes Fries die Stelle als Schulmeister an der Fraumünsterschule an. Sie war 1521 mit einem Kostenaufwand von 815 Pfund neu gebaut worden und war nach dem Urteil von Myconius «eine schöne Schule». Wenn er aber hinzufügt, sie sei von «ungeschickten Knaben» bevölkert, muss man wohl annehmen, dass ihr Ruf nicht der beste war, sie stand wohl immer ein wenig im Schatten der Rivalin am Grossmünster.⁸³ Im Erdgeschoss, in einem engen und feuchten Lokal, hatte der Schulmeister seine Amtswohnung. Fries ersetzte Benedikt Finsler, der 1527 zu den ersten Stipendiaten gehört hatte und 1531 Nachfolger von Myconius geworden war, jetzt aber seinen Platz vorzeitig räumen musste.⁸⁴ Es war ein Wechsel zum Guten. Das Opfer, das Fries mit dem Abbruch seiner Laufbahn in Basel gebracht hatte, honorierte die Stadt mit der Verleihung des Bürgerrechts 1538. Die Notiz im Stadtarchiv lautet: *(Meister) Hanns Fries von Griffensee ist von seiner dienststenn wägen gratis zuo burger angenommen; hat das burgrecht geschworen donstags vor Bartholomei (22. August) 1538.*⁸⁵ Er trat der Zunft zur Meisen bei, in die er sich für die Summe von fünf Gulden einkaufte.⁸⁶ Da seine Existenz nun gesichert war, ging er eine zweite Ehe ein. Am 27. Dezember 1538, *auff St. Johan zuo Wiehnachten*, heiratete er Elisabeth Scheitlin (Schittlin, Schitlin) von St. Gallen,⁸⁷ wozu ihnen Heinrich Bullinger eine Hochzeitsgabe übersandte, zusammen mit einer «*explicatio muneris*» (Bild, Kästchen oder Becher,

⁸² Ernst S. 126.

⁸³ Salomon Vögelin: *Das alte Zürich* (Zürich 1878), S. 499.

⁸⁴ BB, Bd. 7, S. 95 Anm.15.

⁸⁵ StAZ, Bürgerbuch III.A.3.b:2, S. 413. «Meister» ist nachträglich mit anderer Tinte hinzugefügt worden.

⁸⁶ Nbl. Chor. S. 4.

⁸⁷ StAZ VIII.D.4:7; ZBZ Ms. E 17, 293. Über Elisabeth Scheitlin ist nichts bekannt (freundliche Auskunft des Stadtarchivs St. Gallen). Sie starb 1586, 21 Jahre nach ihrem Gatten.

auf dem Adam und Eva abgebildet waren) und Betrachtungen über die Ehe.⁸⁸ Geburten und Tod folgten sich im Wechsel. Von den 14 Kindern, die Elisabeth zur Welt brachte, neun Knaben, vier Mädchen (das Geschlecht einer Totgeburt ist unbekannt), starben sieben bald nach der Geburt oder ehe sie das 10. Altersjahr erreicht hatten, nur sieben überlebten den Vater. Doch wurde die Erwartung auf eine grosse Nachkommenschaft nicht erfüllt, denn nur Johannes (1540–1601) und Hans Jakob (1546–1611) setzten das Geschlecht fort.⁸⁹ Der kinderreiche Haushalt wurde stets erweitert durch Besucher, Bekannte und Pensionäre aus der ganzen Schweiz und aus dem Ausland, die für kürzere oder längere Zeit die Gastfreundschaft des Gelehrten genossen.⁹⁰ Es waren oft Kinder von Vätern, die er in Paris, Bourges oder Basel kennengelernt hatte, so ein Manuel aus Bern oder ein von Rotberg aus Basel.

1547 wechselte Johannes Fries als *ludi magister* ans Carolinum, wo er als Knabe eingetreten war und alle Schulstufen durchlaufen hatte, und erhielt als Wohnung *ane zinss* den Chorherrenhof «Zum Loch» an der Römergasse (beim Zwingliplatz).⁹¹ Ein Hinterhaus wurde angebaut, *dass er dester kummlicher Tischgänger, ehrlicher Leute Kinder gehalten und lehren, auch (er-)ziehen könnte*.⁹² Als sich seine ökonomische Lage gebessert hatte, erwarb Fries 1553 für 475 Pfund das in der Neustadt gelegene, aus dem 14. Jahrhundert stammende Haus mit Garten Trittligasse Nr. 8, das er «zum Friesenberg» nannte.⁹³ Das bescheidene mittelalterliche Wohnhaus wurde 1559 und 1563⁹⁴ umgebaut, wobei

⁸⁸ ZBZ Ms. T 406/17. Bullinger schreibt «1539», weil er das neue Jahr mit Weihnachten beginnen lässt.

⁸⁹ StAZ VIII.D.4:7; Wilhelm Hofmeister: Genealogische Tabellen der Stadtbürgerschaft.

⁹⁰ So hat z.B. Fries zwei Söhnen von Pfarrer Walter Klarer in Appenzell unentgeltlich Wohnung in seinem Hause angeboten (E. Egli in Zwa, Bd. 1, 1903, S. 371); Nbl. Chor. S. 7.

⁹¹ STAZ E I 171.

⁹² STAZ a.a.O.; Salomon Vögelin, a.a.O., S. 328: ZBZ Hs. Car. C 44, S. 901.

⁹³ Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich; Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. V: Die Stadt Zürich 2. Teil (Basel 1949), S.145f. In der Vorrede zu einer Ausgabe Vergils heisst es: «ex Frisiomontano nostro» (Nbl. Chor. S. 7). Das Haus steht seit 1969 unter Denkmalschutz.

⁹⁴ In einem Brief an Hospinian vom 8. April 1563 schreibt Gessner: *Frisius aedificando* (Fries ist mit Bauen beschäftigt), Gessner, epist. med. S. 103r. Vorübergehend besass Fries auch das Nachbarhaus Nr. 6.

die Stadt 220 Pfund als Bausubvention beisteuerte, und erhielt seine heutige Grösse sowie die Fassade mit den spätgotischen Fenstern. So bot es genügend Platz für die noch immer wachsende Familie und die Gäste. Hier, in einem ruhigen Stadtbezirk ohne lärmendes Gewerbe, arbeitete Fries als Gelehrter und Lehrer, als Forscher und Schriftsteller, empfing er Freunde und Schüler, die ihm zugewiesen wurden oder ihn aus freien Stücken aufsuchten, hier musizierte er mit Gleichgesinnten, spielte den Zink oder ein Saiteninstrument. An diesem Ort der Stille entstanden seine bekanntesten Werke: die Wörterbücher (der «Grosse Fries» und der «Kleine Fries»), die «Brevis Musicae Isagoge», die Schultexte. Doch die Idylle trägt, denn die Alltagsbewältigung war schwierig, der Lohn eines Schulmeisters, der auf eine grosse Bibliothek angewiesen war, bescheiden: 34 Mütt Kernen, 20 Eimer Wein, 6 Malter Hafer, 40 fl.⁹⁵ Seine Klagen und Eingaben beschäftigten immer wieder das Studentenamt, das strenge Disziplin hielt und keinen Schritt vom «Pfad der ökonomischen Tugend» abwich.⁹⁶ Erst 1557 war Fries aller materiellen Sorgen enthoben, als er Mitglied des Chorherrenstifts zum Grossmünster wurde. Er erhielt die Einnahmen aus Hans Heinrich Gödlis Pfrund als eine Art Altersrente.⁹⁷ Aber die Begründung ist weitergefasst: Wegen der aussergewöhnlichen Leistungen im Dienste der Schule und der Wissenschaft, wegen seines Alters und der vielen noch unmündigen Kinder.

Als Schulrektor, Theologe und Mitglied der Synode war Fries ins städtische Gemeinwesen eingebunden, gehörte er zur einheimischen Elite, die sich in der Renaissance und Reformation neu formiert hatte,

⁹⁵ STAZ E I 171; G II 39.2.

⁹⁶ Die Besoldung des Schulmeisters am Fraumünster wurde 1546 neu festgesetzt und war höher als am Carolinum. Als daher Fries im folgenden Jahr ans Grossmünster versetzt wurde, klagte er, dass er vorher besser bezahlt gewesen sei. In mehreren kleinen Schritten wurde sein Einkommen erhöht, bis es um 1560 auf rund 200 fl. kam (Ernst S. 129f. u. Anhang III, S. 189ff.). Die Besoldung wurde bei Beginn jeder der 4 Fronfasten zum voraus ausbezahlt: Crucistag (14. September), Lucie ze Wienacht (13. Dezember), Aschermittwoch (14. Februar) und Pfingsten. Wein und Geld erhielten die Berechtigten ein Jahr zum voraus (Ernst S. 130).

⁹⁷ STAZ G II 39.3, 13.9; E II 108; G I 1 Nr. 174; Nbl. Chor. S. 7. 1546 bot Fries zwei Konstanzer Jünglingen, die in Zürich studierten, Bücher im Wert von 23 Gulden an (Pellikan, Zwingli, Bullinger usw.). Bullinger bemerkte in seinem Schreiben an A. Blaurer, dass Fries das Geld unbedingt brauche (H. Bullinger an A. Blaurer, 30. Nov. 1546, in: Briefwechsel der Brüder ... Blaurer, Bd. II, Nr. 1375).

als Gelehrter verstand er sich als Glied der «Respublica litteraria»,⁹⁸ einer Gemeinschaft von gebildeten Menschen, die dem Ideal des Humanismus verpflichtet war und auch die stürmischen Jahre der Reformation einigermassen heil überstand. Zu dieser «Gelehrtenrepublik» gehörten nicht nur Angehörige von Universitäten und höheren Schulen, sondern jeder, *sofern er forscht und dichtet, schreibt und druckt*.⁹⁹ Ihre Sprache war Latein (manchmal auch Griechisch oder Hebräisch), ein Medium, das sie elegant in Poesie und Prosa beherrschten, das aber auch eine Schranke zum «gemeinen Volk» errichtete. Auch wenn Beruf, Familie und materielle Situation die Mobilität einschränkten, gab es immer wieder Gelegenheiten – Messen, Bäder, Glaubensgespräche – zu einem lebendigen Kontakt von Mensch zu Mensch, zum Gedankenaustausch, zu Streit und Versöhnung.

Das gebräuchlichste Mittel, weitgespannte Beziehungen zu pflegen und Freundschaften zu erhalten, war der Brief, der nicht einer Post übergeben werden konnte, sondern mehr oder weniger zuverlässigen Boten – Kaufleuten oder Buchdruckern, Verlegern oder Scholaren – anvertraut wurde. Viele Briefe gingen unterwegs verloren oder wurden unsorgfältig aufbewahrt, da man ja meist nicht an eine Publikation dachte. Auch von Fries hat sich nur ein Bruchteil seiner Korrespondenz erhalten, so dass kostbare Erkenntniswerte verloren sind (man denke an seinen dreijährigen Aufenthalt in Frankreich). Von humanistischer Eitelkeit war er frei, nur sein Werk sollte die Zeit überdauern. Es versteht sich von selbst, dass der Theologe, Philologe und Schulmann Fries die Adressaten unter den Mitgliedern der Respublica litteraria auswählte, ob sie in Cambridge oder Strassburg, in Basel oder St. Gallen wohnten. Es begegnen uns folgende Namen: Ambrosius Blarer, Heinrich Bullinger, Mathurin Cordier, Dasypodius (Peter Hasenfratz), Dryander (Francisco de Enzinas), Johannes Kessler, Wolfgang Musculus, Oswald Myconius, Oswald Pellikan, Gilg Tschudi, Vadian (Joachim von Watt), Xylander (Wilhelm Holz-

⁹⁸ Kurt Maeder: Die Via Media in der zürcherischen Reformation, in: Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte, Bd. 2 (Zürich 1970), S. 24ff.; Werner Näf: Vadian und seine Stadt St. Gallen, Bd.1 (St. Gallen 1944), S. 164ff.; VB, Bd. 1, Nr. 80 (Philipp Gundel an Vadian, 23. Oktober 1516: *Quis enim reipublicae litterariae non gratuletur etc.*); Grimm, Dt.Wb. Bd. IV Sp. 2977.

⁹⁹ W. Näf a.a.O. S. 164.

mann).¹⁰⁰ Die Briefe enthalten Nachrichten über politische Ereignisse, über Kauf, Druck und Vermittlung von Büchern, über Neuheiten auf den Messen, über Schulen und ihr Umfeld sowie über Nöte und Sorgen bei der Bewältigung des Alltags, die Unsicherheit des Daseins. Immer neue Themen bereicherten die Zwiesprache. Mit dem Spanier Francisco de Enzinas korrespondierte Fries über einen kunstreichen Becher und über Medaillen, die dieser bei Jakob Stampfer in Auftrag gegeben hatte, und über Musiksaiten.¹⁰¹ Als Xylander in Basel weilte,

¹⁰⁰ Ambrosius Blarer (1492–1564), Prediger in Konstanz, Tübingen, Biel und anderen Orten.

Heinrich Bullinger (1504–1575), Schulmeister in Kappel, 1529 Pfarrer in Bremgarten, 1531 als Nachfolger Zwinglis Antistes in Zürich.

Mathurin Cordier (1479/80–1564), Lehrer an verschiedenen Kollegien in Frankreich, später in Genf, Neuenburg und Lausanne. Verfasser zahlreicher pädagogischer Werke. Dasypodius (Peter Hasenfratz) (um 1490–1559), Theologe und Lehrer alter Sprachen in Zürich und Frauenfeld, ab 1533 in Strassburg, Dekan am Thomasstift, Autor von Wörterbüchern.

Dryander (Francisco de Enzinas), 1520–1570, spanischer Humanist ref. Glaubens, übersetzte das NT und antike Autoren wie Livius, Plutarch, Thukydides. Während zwei Jahren lehrte er an der Universität Cambridge die griechische Sprache.

Conrad Gessner (1516–1565), Professor für Griechisch in Lausanne, 1541 Doktor der Medizin in Basel, Professor für Physik am Carolinum, 1554 Stadtarzt in Zürich.

Johannes Kessler (1502/3–1574), nach Studien in Basel und Wittenberg Sattler, Lehrer und Hilfsprediger in St. Gallen, 1571 erster Pfarrer. Verfasser der Sabbata.

Wolfgang Musculus (1497–1563), Pfarrer in Augsburg, 1549 Professor der Theologie in Bern.

Oswald Myconius (1488–1552), Schulmeister am Grossmünster, dann am Fraumünster, 1531 Pfarrer in Basel, Antistes und Professor an der Universität Basel.

Oswald Pellikan (1478–1556), 1523 Professor der Theologie in Basel, 1525 Professor der hebräischen und griechischen Sprache in Zürich.

Gilg (Ägidius) Tschudi (1505–1572), Geschichtsforscher und Sammler, Tagsatzungsgesandter und Landvogt, Führer der kath. Minderheit in Glarus, Verfasser des «Chronicon Helveticum».

Vadian (1484–1551), geb. in St. Gallen, wurde 1512 Prof. in Wien, 1518 Stadtarzt in St. Gallen, seit 1526 wiederholt Bürgermeister in seiner Vaterstadt, mit Zwingli befreundet, einer der Führer der Reformation in der Schweiz.

Xylander (1532–1576), Prof. in Heidelberg, berühmter Philologe und Historiker.

¹⁰¹ Enzinas, der gegen Ende seines Lebens Wohnsitz in Strassburg nahm, bestellte bei Jakob Stampfer zwei gegossene Schaumünzen und einen kunstreichen Becher. Fries verhandelte mit dem Künstler über Ausführung und Preis und hielt den Auftraggeber auf dem Laufenden. Francisco de Enzinas: *Epistolario. Texto latino, traducción española y notas*, in: *Travaux d'Humanisme et Renaissance*, Bd. CCXC (Genf 1995); Paul Boesch: *Verschollene Arbeiten Jakob Stampfers*, in: *ZAK*, Bd. 10 (1948/49).

schickte er Johannes Fries und Conrad Gessner frische Lachse, damit sie sich ein Festessen zubereiten könnten, und gute, zusammengenähete Marderfelle. Er hofft, dass das Pferd mit der Ladung ohne Schaden und schnell in Zürich ankomme.¹⁰² Die *Respublica litteraria* kannte keine nationalen Grenzen und oft auch keine konfessionellen Schranken. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die Freundschaft, die Fries mit dem gleichaltrigen Gilg Tschudi (1505–1572) verband. Der humanistische Geschichtsschreiber und Politiker aus dem Glarnerland, einer der führenden Katholiken um die Jahrhundertmitte, und der gelehrte Schulmeister aus der Zwinglistadt, hatten Brüderschaft geschlossen.¹⁰³ Fries schenkte «seinem Bruder» das «*Dictionarium*» von 1556, das allerdings, wie man erkennen kann, nicht häufig benutzt wurde.¹⁰⁴ Tschudi wandte sich an Fries, weil Johannes Stumpfs Schweizer- und Reformationschronik in gewissen Punkten (z.B. Messe, Mönchsstand) sein Missfallen erregte, indem er nicht sauber genug zwischen Historie und Theologie trennte.¹⁰⁵ Doch Fries liess sich nicht auf einen Disput ein, sondern informierte Johannes Stumpf über Tschudis Kritik.¹⁰⁶ Zu historischen Fragen und theologisch-dogmatischen Kontroversen Stellung zu beziehen, fühlte er sich offensichtlich nicht legitimiert. Er zog es vor, Brücken zu bauen, nicht Gräben zu ziehen.

Viele Briefschreiber, die wir nicht einzeln nennen wollen, lassen Johannes Fries grüssen: «*Meister Johannes Fries*», «*Gessnerum, Frisium, optimos ac doctissimos viros*», «*meum Frisium*», «*lieben Bruder*» usw. Solche Wendungen gehörten zwar zum Umgangston in der «Gelehrtenrepublik», aber sie lassen auch eine Wärme spüren, die nicht dem Gelehrten, sondern dem allzeit hilfsbereiten, versöhnlichen, liebenswerten, humorvollen Menschen Fries galt.¹⁰⁷ Gelehrtentum und menschliche Zuneigung bildeten das Fundament in der Freundschaft zwischen Conrad Gessner und Johannes Fries, die in den zwanziger

¹⁰² STAZ E II 356.

¹⁰³ STAZ E II 335 (Gilg Tschudi an Heinrich Bullinger, 7.1.1551).

¹⁰⁴ STAZ W 32.

¹⁰⁵ STAZ E II 355/126; Jakob Vogel: Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtsschreiber, Zürich 1856, Nr. 9.

¹⁰⁶ STAZ W 32/15.

¹⁰⁷ Viele Hinweise finden sich in ZBZ HS D 152 und Brodaeus, Anh. Sie zeigen auch, dass Fries gutes Essen und guten Wein durchaus nicht verschmähte.

Jahren begann und fast ungebrochen bis zu ihrem Tod (1565) dauerte. Beide stammten aus ärmlichen Verhältnissen, beide glänzten in der Lateinschule am Grossmünster, zusammen spielten sie an der denkwürdigen Aufführung des «Plutos» von Aristophanes 1531 (vgl. 2. Kapitel). Gemeinsam zogen sie 1533 nach Frankreich, *um die Weisheit und die Sitten der Franzosen kennenzulernen*.¹⁰⁸ Zu verschiedenen Zeiten kehrten sie in die Heimat zurück, wo die mühsame Suche nach einer existenzsichernden Tätigkeit begann. Der Ältere fand sie 1537, der Jüngere 1541, ohne dass sie dadurch der drückenden Armut hätten entrinnen können. Die Freundschaft vertiefte sich in Zürich, wo sie nahe beieinander wohnten, dem Gemeinwesen verpflichtet, der eine als Rektor, der andere als Stadtarzt, Lektor und schliesslich Professor am Carolinum. Auch in der *Republica litteraria* fanden sie zueinander, und was jeder schuf auf dem Gebiete der Sprache, der Musik und der Naturwissenschaften, fand kritische Aufmerksamkeit, Lob und Bewunderung des andern. Fast gleichzeitig (1557/58) wurden sie Mitglieder des Chorherrenstifts – für beide kam die Anerkennung zu spät. Die Entbehrungen, die Fries ein Leben lang hatte ertragen müssen, die harte wissenschaftliche Arbeit in den Nächten und der anstrengende Schuldienst zehrten an seinen Kräften. Von 1562 an liess er sich von 3–4 Uhr durch einen *geschickten studiosum* vertreten.¹⁰⁹ Im Winter 1563/64 wurde Fries vom Schlag getroffen,¹¹⁰ der ihn in seiner gewohnten Tätigkeit lähmte und im Wesen veränderte. Er wurde melancholisch (Gessner: *et ita melancholicus factus*) und beinahe unverständlich (*ac paene stupidus*).¹¹¹ Die Lehrverpflichtung übernahm sein ältester Sohn Johannes, der in Marburg den Magister gemacht hatte und seit 1563 in der Tertia unterrichtete. Die Krankheit von Fries scheint auch einen Schatten auf die Freundschaft mit Gessner geworfen zu haben; Andeutungen finden sich in den Briefen.¹¹² Fries erholte sich nicht mehr und starb in seinem 60. Altersjahr am

¹⁰⁸ Zitiert in: Conrad Gessner 1516–1565. Universalgelehrter, Naturforscher, Arzt, Zürich 1967, S. 21.

¹⁰⁹ STAZ E II 458, S. 39r.

¹¹⁰ Noch im August 1563 war die ganze Familie gesund, vgl. Gessner, Epist. med. 7. August 1563 (Brief an Johann Jakob in Genf); Nbl. Chor. S. 8.

¹¹¹ Gessner, Epist. med. 19.6.1564 und 7.1.1565.

¹¹² Gessner, Epist. med. 19.6.1564 und 7.1.1565 (Gessner an Occo), 31.10.1564 (Gessner an Aretius).

28. Januar (*uff Caroli*) 1565.¹¹³ Er wurde im Kreuzgang des Grossmünsters begraben, wo nach seinem Tode auch Gessner seine letzte Ruhestätte fand.

6. Der Pädagoge

Als Humanist diente man im Zürich des 16. Jahrhunderts vorzugsweise entweder der Kirche oder der Schule (allenfalls trat man in den Dienst der städtischen Verwaltung). Auf beides war der Bildungsgang an den beiden Lateinschulen angelegt, denn das junge reformierte Gemeinwesen hatte grossen Bedarf an gut ausgebildeten Theologen und Lehrern und suchte sie in die eine oder andere Richtung zu lenken. Zwingli und sein Nachfolger Bullinger schätzten die pädagogischen Fähigkeiten des strebsamen jungen Mannes aus Greifensee, unterstützten ihn mit Stipendien, liessen ihn aber auch nicht ziehen, weder nach Lausanne oder Genf noch nach Basel, wo die Universität selber für den wissenschaftlichen Nachwuchs besorgt sein musste (vgl. 4. Kapitel). Gute Pädagogen waren dünn gesät, und Johannes Fries war sich seines Werts wohl bewusst. In einem vom 7. März 1537 datierten Brief an Heinrich Bullinger¹¹⁴ schreibt der in Bedrängnis geratene Fries Folgendes: *Es herrscht ein grosser Mangel an Lehrern bei ihnen* (das heisst bei den Baslern) *und beinahe allenthalben. Wenn du auch leicht eine grosse Zahl Gebildeter findest, so sind doch nicht alle geeignet und zum Unterrichten brauchbar.* Wir wissen, wie der Streit zwischen Zürich und Basel ausgegangen ist. Die Basler mussten Fries ziehen lassen, der zunächst die Leitung der Fraumünsterschule übernahm (1537–1547), dann aber ans Carolinum wechselte, das näher bei der Hohen Schule, der Prophezei, lag und wohl auch ein grösseres Ansehen genoss. Obwohl er als Schulleiter nur noch auf der obersten Stufe unterrichtete, waren ihm dank seiner jahrelangen Tätigkeit als Hilfslehrer auch die unteren Stufen vertraut, so dass er die ihm unterstellten Lehrer in angemessener Weise führen und überwachen konnte. Hier unterrichtete Fries bis zu seiner schweren Krankheit 1564. Ohne Übertreibung darf er der Erzieher der jungen Zürcher im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts heissen.

¹¹³ StAZ VIII C. 48 und Heinrich Bullinger, Diarium, hg. E. Egli (1904), S. 80.

¹¹⁴ BB, Bd. 7, Nr. 962.

Worauf gründet der Erfolg als Pädagoge, der ihm bei den Zeitgenossen, insbesondere bei den «Ehemaligen», so viel Lob und Anerkennung eintrug? Wir nennen als Erstes seine fachliche Kompetenz als Philologe. Er beherrschte neben Deutsch und Französisch die drei «biblischen» Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch. Talent, harte Arbeit und Disziplin prägten seine Könnerschaft. Die Sicherheit und Eleganz im sprachlichen Ausdruck verschafften ihm eine Autorität, die er nicht mit der Rute zu erzwingen brauchte. Bis ins hohe Alter hielt er die Messlatte hoch und bestand die jährlichen Inspektionen mit Erfolg.¹¹⁵ Auch wenn ihm im Alter das Unterrichten schwerer fiel, war seine Gelehrsamkeit davon nicht betroffen. Bis fast zuletzt blieb seine auf die Gegenstände des Humanismus gerichtete Schaffenskraft erhalten. Wie Vadian – und damit kommen wir zu einem zweiten Punkt – war Fries der Meinung, die vornehmste Aufgabe des Lehrers sei, seinen Schülern zu dienen, ihnen nicht mit Härte zu begegnen, sondern sie bereit und willig zu machen, sich dem Studium der Sprachen zu öffnen als einem Schlüssel zur Erfassung menschlicher Existenz. Freilich war dieses Ziel nicht ohne immerwährende Arbeit und Disziplin zu erreichen, aber Fries milderte die harte Wirklichkeit des schulischen Alltags durch seine Ausgeglichenheit, seine Versöhnlichkeit, seinen Humor. Wir zitieren Heinrich Bullinger: *Dieser meister Johans Frisius war ein früntlicher man vnd flissig in der schuol (...) der oberkeit, den gelerten vnd yederman lieb vnd angenäm.*¹¹⁶ Und in Pantaleons Heldenbuch¹¹⁷ wird der Humor als besonderes Wesensmerkmal hervorgehoben. Der von Conrad Gessner stammende Text lautet: *Johannes (Fries) war ein freündtlicher mann, welcher in ernstlichen sachen sein weissheit erzeiget, und zu anderen zeiten durch mancherlei schimpffreden (= Spässe) ganz kurzweilig gewesen, welches man doch an schulmeistern selten spüret, dieweil sie mehrtheil in dem staub vnder den knaben melancholisch vnd*

¹¹⁵ Zum Beispiel STAZ E II 458 (1560).

¹¹⁶ ZBZ Hs. Car C 44, S. 909f.

¹¹⁷ Heinrich Pantaleon: *Teutscher Nation warhaffter Helden*, Bd. III (Basel 1578), S. 380; auch *Prosopographie*, Bd. III, S. 388 (Basel 1566). Als weiteres Beispiel zitieren wir einen Brief vom 20. Jan. 1556 an A. Blaurer. Fries schreibt: *Ich sende dir Scherze zur Erheiterung (es handelt sich um Gedichte auf eine Münze mit dem Bild des Papstes und des Teufels), mehr zu schreiben hindert mich eine Schar Italiener, die mich eben überfällt.* In: Traugott Schiess, *Briefwechsel der Brüder Ambrosius u. Thomas Blaurer*, Bd. III (1912), Nr. 2041.

schwermuotig werden. Die zeitgenössischen Theoretiker der Pädagogik – Cordier, Erasmus, Sturm und andere – waren ihm vertraut, ohne dass wir den Umfang und die Intensität seiner Lektüre kennen. War für Jean Sturm in Strassburg die «*sapiens et eloquens pietas*» (die einsichtige und beredte Frömmigkeit) das Ziel seines pädagogischen Tuns, orientierte sich Fries am Ideal Ciceros des «*vir bonus et doctus*», in seinem Verständnis: «gut» durch die christliche Erziehung im biblisch-reformatorischen Sinn, «gelehrt» durch die Lektüre und diskursive Aneignung antiker Schriftsteller und Philosophen. Die Verbindung von Christentum und Antike, das humanistische Bildungs- und Erziehungsideal eines Erasmus von Rotterdam, geschah in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der Lebenszeit des Johannes Fries, mit dem Medium der Gelehrtensprache, des Lateins. Sein grösstes Ziel, die Wiedergeburt der ciceronischen Sprache in Wort und Schrift, bestimmte auch die Mittel, die Fries als Pädagoge einsetzte: das Spiel, das Wörterbuch, die Schultexte:

A. Höhepunkt des Schulbetriebs und sicher auch eine wohltuende Abwechslung waren die dramatischen Aufführungen. Sie dienten der Einübung der Sprache, gewöhnten die Schüler ans öffentliche Auftreten und brachten ihnen Moral und Lebensklugheit in spielerischer Form bei. Als junger Hilfslehrer und Theologe hatte Fries 1531 den Knecht Karion im «*Plutos*» des Aristophanes gespielt (wir haben darüber im 2. Kapitel berichtet), und andere Auftritte in Schauspielen können nur vermutet, nicht aber belegt werden. Dass er diese Erfahrungen an seine Schüler weitergeben wollte, ist naheliegend, zumal die Behörden sein Tun mit Wohlwollen begleiteten. Über Ort, Verfasser und Handlung der «*comedien*» oder «*tragedien*» erfahren wir nichts. Wir lesen im Protokoll des Studentenamtes nur Hinweise folgender Art: *Item (...) 3 pfvnd 3 sh gab ich M. Joh. Friessen, Schuolmeister, als er mit sinen knaben ein Comediam gespielt hat 21 junij vff befelch der geordneten und pflegeren.*¹¹⁸ Oder: *Item 3 pfund 3 sh dem Schuolmeister vund sinen knaben als sij iudicium Salomonis (das Urteil Salomons) gespilt hand 29 januarij am anderen tag nach karoli.*¹¹⁹ Ob es sich bei dem zuletzt genannten Spiel um ein Fragment gleichen Namens des Arztes Jakob Ruff gehandelt hat, ist nicht auszumachen. Höhepunkt und zugleich Abschluss seiner

¹¹⁸ STAZ G II 39.2 (1548).

¹¹⁹ A.a.O. (1552). Im Studentenamt werden sechsmal solche Spiele erwähnt.

Spielleitung war die Aufführung von R. Gwalthers «Nabal» am 29. Januar 1560, zu der der Autor (?) einen Epilog beigesteuert hat.¹²⁰

B. Nach Jean Sturm sollten sich die Schüler Diarien (Tagebücher) und Kollektaneenbücher (Sammlung von Belegstellen, Notizen usw.) anlegen, in denen sie die Vokabeln und die guten Autoren verzeichneten, um so eine «copia verborum», einen Schatz an «Sachen und Worten», zu gewinnen und dem Gedächtnis durch viele Übungen einzuverleiben. Die Wichtigkeit solcher von den Schülern selbst gemachten Sammlungen ist nicht zu bestreiten, aber das Verfahren war mühsam und bei den Schülern unbeliebt. Es ist nicht bekannt, ob Fries Ähnliches verlangte, wenigstens in seiner Anfangszeit. Da traf es sich gut, dass er in Paris den berühmten Drucker und Autor Robert Estienne kennenlernte, mit dem er bald in Freundschaft verbunden war. Seine Werke, Terenz, Cicero, Vergil und vor allem sein *Dictionarium seu Latinae Linguae Thesaurus* von 1531, lagen in den Buchläden auf und fanden weiteste Verbreitung in den Hörsälen. Eine Frucht dieses Sprachaufenthalts waren die Wörterbücher von 1541, 1548 und 1556, die wir im nächsten Kapitel vorstellen werden. Im Vorwort zum Wörterbuch von 1541 lesen wir, dass drei Gruppen angesprochen werden sollen: Schüler und literarische Anfänger, mittelmässig Fortgeschrittene, Gelehrte. Die ärmeren Schüler, welche die Verfasser als wichtigste Zielgruppe im Auge hatten, bekamen ein *Instrumentarium* in die Hand, das sie zwar von der mühsamen Fronarbeit im Sinne von Jean Sturm entlastete, eine Fron war der schulische Alltag trotzdem. In welcher Form Fries die Wörterbücher in der Praxis einsetzte, wissen wir nicht, er hat sich dazu nicht geäußert, und eine «Methodenlehre des altsprachlichen Unterrichts» existierte damals natürlich nicht. Fries hat sich wohl von seinen Lehrern, vor allem Eberhard von Rümlang und Georg Binder, leiten lassen, und im Übrigen baute er auf seine eigene Kompetenz, auf seine natürliche Begabung.

C. Ein drittes Mittel, um die Wirksamkeit des Unterrichts zu fördern, waren drei in pädagogischer Absicht edierte Texte samt Übersetzungen («Schultexte»), die er in Angriff genommen hatte, als ihm ein reicher Schatz von Erfahrungen zur Verfügung stand. Es handelt sich um zwei Werke aus der Antike und einen Autor des 15. Jahrhunderts:

¹²⁰ Brodaeus, Anh., S. 62; STAZ G II 39.3.

1. Cato: *Disticha moralia* (Distichen über die Moral), 1551;
2. Cicero: *Principia Latine loquendique, scribendique, sive selecta quaedam (...) ex Ciceronis epistolis, ad pueros in Latina lingua exercendos, adiecta interpretatione Germanica...* (Grundlagen zum lateinischen Sprechen und Schreiben, das heisst gewisse ausgewählte Stellen aus Ciceros Briefen zur Übung für Knaben in der lateinischen Sprache, mit Beifügung der deutschen Übersetzung), 1562;
3. Johannes Sulpitius Verulanus: *De moribus et civilitate puerorum* (Über Sitten und Anstand Jugendlicher).¹²¹ Alle drei Schriften sind lateinisch-deutsch bei Froschauer in Zürich erschienen. Gewidmet sind diese drei Schultexte Jünglingen, die am Lateinunterricht von Fries teilgenommen haben: Johannes Stampfer, Stanislaus und Andreas Cikowski, Konrad Pellikan, Heinrich Funk und Adrian Fries.¹²²

Und wiederum war Fries ein Franzose vorausgegangen: der grosse Pädagoge Mathurin Cordier (1479/80–1564)¹²³. Er und Fries lebten fast gleichzeitig in Paris, während der Repression durch Franz I.

¹²¹ Kettler S. 315.

Cato: «Cato» bezeichnet im Mittelalter gewöhnlich die «*Disticha Catonis*», vier Bücher Lebensregeln und Spruchweisheit in jeweils zwei Hexametern, denen eine Vorrede und eine Reihe ganz kurzer Prosasentenzen voranstehen. Sie sind vermutlich im 3. Jh. n. Chr. verfasst worden (LMA, Bd. II, Sp. 1576).

Sulpitius: Johannes Sulpitius Verulanus (1444–1494), aus Veroli in der Campagna, verfasste die 61 Distichen umfassende Tischzucht «*De facetia mensae*» wahrscheinlich während seiner Zeit als Lehrer in Rom. Der Text wurde auch unter anderem Namen publiziert: «*Carmen iuvenile*» und «*De moribus et civilitate puerorum ...*». Als Anfangslektüre fand der Text weite Verbreitung, vgl. Henkel Nikolaus: *Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (München und Zürich 1988).

¹²² Kettler S. 216 und Anm. 22–24. Da die Voraussetzungen (Alter, Herkunft, Vorbildung) unterschiedlich waren, konnten die «Schultexte» auch in der obersten Klasse, jener des Schulmeisters, zum Einsatz kommen.

¹²³ Cordier war Schüler von Erasmus von Rotterdam und von Lefèvre d'Étaples. 1514–29 war er an verschiedenen Pariser Kollegien tätig, dann in Nevers und Bordeaux. Nach seinem Übertritt zur Reformation wechselte er in die Schweiz, von 1545–59 unterrichtete er an der Akademie in Lausanne, ab 1562 am Kollegium in Genf. Cordier war der Verfasser zahlreicher Schulbücher und pädagogischer Werke in lateinischer und französischer Sprache. Leider ist nur ein Brief von Cordier an Fries erhalten (15.8.1555, STAZ E II 368/264).

unauffällig ihren Studien nachgehend, und legten hier die Basis ihrer lebenslangen Freundschaft. Als Fries 1536 nach Basel übersiedelte, bereitete er Cordiers Buch «De corrupti sermonis emendatione libellus» (Büchlein über die Verbesserung vulgären Redens, erstmals 1530 bei Estienne in Paris erschienen) für deutschsprachige Schüler vor. Es erschien 1537 bei Bartholomäus Westheimer in Basel.¹²⁴ Ein letztes Zeichen der Freundschaft setzte Cordier in seinem Alterswerk, den «Colloquiorum scholasticorum libri III» (Redeübungen für Schüler, drei Bücher, 1564), wo er Fries in einem Kapitel als Gesprächspartner auftreten lässt.¹²⁵ Fries wiederum bezog sich in seinen Vorreden zu Cato und Cicero ausdrücklich auf Cordier und seine Methode.¹²⁶ Beide waren sich im Klaren, dass sich die Schüler untereinander in ihrer Muttersprache unterhielten, mochten noch so viele Verbote ausgesprochen und kleine Strafen verhängt werden, und dass man sie nicht als kleine Erwachsene behandeln durfte. Und da man möglichst früh mit dem Sprachunterricht (Latein und Deutsch) beginnen wollte, musste die Vermittlung der Texte dem Lebensalter angepasst werden. Ziel der drei Texte waren «virtus und litterae», Regeln für die praktische Lebensführung und -gestaltung, zum eigenen Besten wie zum Wohle der Gemeinschaft, lateinische und deutsche Sprachbeherr-

¹²⁴ Der Titel lautet: Maturini Corderii de latini sermonis varietate, et Latinè loquendi ratione, Liber unus. Addita Germanicae linguae interpretatione, in adolescentulorum gratiam atque utilitatem. Basilea, anno MDXXXVII (VD 16 C 5061). Der Name Johannes Fries erscheint zwar nicht auf dem Titelblatt, aber seine Autorschaft steht unzweifelhaft fest, vgl. Conrad Gessner Bibliotheca universalis 1545 S. 507v, 418v; Appendix 98; Herminjard Bd. IV, Nr. 569 Anm. 8.

¹²⁵ Eine kleine Kostprobe: Michael: «Salve Frisi». Fries: «Tu quoque salvus sis, Michael. Quota est hora?» usw.

¹²⁶ Kettler S. 216ff. Über die pädagogischen Grundsätze Cordiers äussert sich Ch. E. Delormeau in seinem Buch: *Un maître de Calvin: Mathurin Cordier, l'un des créateurs de l'enseignement secondaire moderne* (Neuchâtel 1976), S. 103ff. Sie lassen sich etwa so zusammenfassen: 1. Empfehlung, körperliche Züchtigung nur zurückhaltend einzusetzen; besser sei zu ermutigen, etwa durch kleine Belohnungen; 2. Grosses Gewicht sei auf die Grammatik zu legen mit Erklärungen auf Latein und anschliessend Übersetzung in die Muttersprache; 3. Übungen und Variationen über einen gegebenen lateinischen Text; 4. Um das Gedächtnis zu trainieren, soll man Übungen aufgeben und die Schüler untereinander repetieren lassen, bevor sie die Klasse betreten; 5. Charakterformung durch Moral und Religion.

Es ist anzunehmen, dass die «Consilia», von denen Fries spricht, in diese Richtung gingen.

schung in Wort und Schrift. Programmatisch klingt dieses ehrgeizige Ziel im ersten Distichon von Sulpitius an:

«Qvos decet in uita mores seruare docemus.
Virtuti ut studeas, literulisque simul.»
«Ich will dich leeren wyss vnd berd.
Tugent mit kunst dasst werdist werd.»

Anschliessend folgt die Einzelanalyse:

Docemus, wir leerend vnd vnderrichtend/
(breuiter demonstramus) das ist/wir zeigend kurtz an.
Quos mores, was für sitten/gebärden/oder zucht.
Decet, es zimme/gebüre/oder wol stande.
Seruare, zuhalten.
In vita, im läben vnd wandel:
Vt studeas, dass du dich flyssist
Virtuti, nit allein der tugend/oder der erbarkeit/
Simulque, sunder mittendan ouch
Literulis, der guten fryen künsten.¹²⁷ (literulae = litterae)

Johannes Fries war kein Theoretiker des Unterrichts wie seine berühmten Zeitgenossen Erasmus von Rotterdam, Guillaume Budé, Jean Sturm, Philipp Melanchthon, Mathurin Cordier. Er hat kein Lehrbuch der Pädagogik verfasst, dies auch nie in Erwägung gezogen. Wenn er sein pädagogisches Tun reflektierte, dann tat er es in den Briefen und in den Vorreden zu seinen Werken oder als Herausgeber. Er wuchs allmählich in seinen ihm gemässen Beruf hinein, als Schüler, der seinen Mitschülern half, als Student und Hilfslehrer, zuletzt als umworbener Schulleiter. Fries lernte von seinen Lehrern und brachte von seinen Studien an den Universitäten Paris, Bourges und Basel ein reiches Wissen heim. Der Zuwachs an Welterfahrung machte ihn nicht nur kenntnisreicher, sondern auch weiser, tolerant und nachsichtig. Während Zwingli und Binder im speziellen seine künstlerischen Anlagen förderten (Musik, Theater), beriet ihn der um Jahrzehnte ältere und erfahrener Mathurin Cordier in Fragen des Unterrichtens, der Lehrmethode und Klassenführung (*secutus autem in hoc sum maxime*

¹²⁷ ZBZ 6. 338. Die Methode der Einzelanalyse übernahm Fries von Cordier. Siehe auch Kettler a.a.O.

Maturini Corderij consilium – Ich bin aber darin am meisten dem Rat-schlag von Mathurin Cordier gefolgt).¹²⁸ Er liebte die Jugendlichen, die ihm anvertraut waren, sei es in der Schule, sei es vorübergehend als Pensionäre in seiner Familie, und sie vergalten sein Wohlwollen mit Dankbarkeit bis an sein Lebensende, wie sich an den vielen Grüssen an Zürcher Adressaten ablesen lässt. Körperliche Züchtigung als Lehrmethode lehnte er ab, in Übereinstimmung mit Erasmus von Rotterdam und Mathurin Cordier, als Mittel der Disziplin blieb sie ihm nicht erspart. Ein Beispiel: Fries hatte zwei Schüler wegen einer Schlägerei angezeigt und wurde daraufhin von den Vorgesetzten angewiesen, *in der schuol mitt der ruoten zuo straffen*.¹²⁹ Auch für einen so begabten Pädagogen wie Fries war der schulische Alltag nicht immer leicht zu bewältigen. Das Bild des «idealen Schülers», wie es Cordier 1540 skizziert hatte (*Semper aliquid aut legit: aut scribit: aut ediscit: aut commentatur... Nunquam iurat: mentitur nunquam: vernacula nunquam loquitur* – Immer liest oder schreibt oder lernt oder studiert er. Niemals schwört er, niemals lügt er, niemals spricht er in seiner Muttersprache),¹³⁰ hielt der Wirklichkeit nicht stand. In den Quellen lesen wir von Jugendlichen, die gegen die strenge Ordnung rebellierten, welche die Schulordnung und die allgemeinen Vorstellungen von Sitte und Moral mit sich brachten, von unverständigen Eltern, die ihre Kinder in die Lateinschule schickten, damit sie *ab der gassen kummind*.¹³¹ Probleme ergaben sich nicht nur wegen der Unbotmässigkeit der Schüler, sondern auch wegen zu grosser Klassen: *M. Hanns Fries, schuolmeister zuo dem Grossen münster, erklagt sich übel, wie er gar werde mit knaben übersetzt, die nitt läsen könnend*.¹³² Nur so wird ein Eintrag im «Dictionarium» verständlich, wo es zum Stichwort «schola se sustentare» heisst: *sich mit schuolhalten erneeren vnd begon / Der schuol geläben / O quam ibi miseriam uidi, quot labores hausii, quam animo molestiam cepi. O rem ad patiendum tolerandumue difficilem, praesertim cum ab ijs à quibus non expectabas, imò quòd multo grauius est, à tuae disciplinae alumnis acharisias* (richtig: acharistias; Orig. griech.) *crimen te subire apertè intelligas* (O welche Not sah ich

¹²⁸ Vorrede zu «Catonis disticha moralia» (ZBZ AW 6014a).

¹²⁹ STAZ E II 458 (1560).

¹³⁰ Mathurin Cordier: *De corrupti sermonis emendatione*, Antwerpen 1540, hg. Leena Löfstedt und Bengt Löfstedt, Lund University Press (1989), S. 10.

¹³¹ STAZ E I 171.

dasselbst, wie viele Mühseligkeiten, wie manchen Verdruss erfuhr ich. Wahrlich das ist eine Sache, die schwer auszuhalten und zu ertragen ist, besonders wenn man unzweideutig sich überzeugen muss, dass man von denjenigen, von denen man es nicht erwartete, ja sogar, was weit stärker kränkt, von seinen eigenen Zöglingen mit schnödem Undank belohnt wird).¹³³

Die Erkenntnis, dass die Muttersprache und Latein als die Sprache der Gelehrten einander bedingten und beeinflussten, also gleichzeitig gefördert werden sollten, reifte bei Fries erst langsam, wahrscheinlich während seines Pariser Aufenthaltes Mitte der dreissiger Jahre, als ihn die Freundschaft mit Estienne und Cordier prägte. Spät brachte er die Ernte ein, die Wörterbücher und die «Schultexte» erschienen im letzten Jahrzehnt seines Lebens. Der ältere Fries befreite den Unterricht aus dem Korsett mechanischen Drills, machte ihn freier und dynamischer im Wechselspiel von Muttersprache und Latein, von angestrengtem Lernen und spielerischer Aneignung des Stoffes («Komödien», Musik, Dialoge). Dass es ihm dabei nicht nur um Wissen und Bildung, sondern auch um die Formung des Charakters im Blick auf die familiäre und staatliche Gemeinschaft ging, machen die Vorreden zu den «Schultexten» deutlich.¹³⁴

¹³² A.a.O.

¹³³ ZBZ 5.9, S. 1281. Deutsch von Hafner in Nbl. Chor. S. 8.

¹³⁴ In der Vorrede zum «Carmen ... de moribus et civilitate puerorum» von Sulpitius heisst es: *Hunc ipsum autem familiari et rudi idonea declaratione Latina iam antea illustratum, Germanicè etiam vobis exposui, vt vestra aetas (quae nunc ad optimos mores perdiscendos videtur maximè opportuna) iam à prima adolescentia duabus, Latina et vernacula, linguis erudiat, simulque; in huius modi honestis morum disciplinis sedulò, exercitijs quotidianis proficiat: qui vester profectus parentibus etiam vestris, qui plurimum de vobis sibi promittunt, maxime sit, et priuatim oblectamento, et publicè honori.* (Diesen Text aber, der schon vorher mit einer leicht verständlichen, auch für den Laien geeigneten lateinischen Erklärung ausgestattet war, habe ich für euch jetzt auch in Deutsch zugänglich gemacht, damit euer jugendliches Alter, welches jetzt offensichtlich am idealsten für die Aneignung der allerbesten Sitten und Manieren ist, von frühester Jugend an in den zwei Sprachen, dem Latein und der einheimischen Sprache, ausgebildet wird und [damit es] zugleich in den ehrenwerten Disziplinen und Sitten dieser Art durch Fleiss und tägliche Übungen Fortschritte macht. Dieser euer Fortschritt dürfte auch für eure Eltern, die sich für euch so viel versprechen, von grösster Bedeutung sein – und [für euch] persönlich eine Freude, gesellschaftlich eine Ehre). Übersetzung Dr. Werner Widmer.

7. Der Philologe

Die philologische Begabung des jungen Fries hatte schon früh die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten erregt. Sie honorierten sein Talent und seine Schaffenskraft mit einem damals so raren Stipendium (vgl. 2. Kap.), das zehn Jahre lang ausbezahlt wurde. Diese wenn auch schmale ökonomische Basis ermöglichte ihm, teils zu Hause, teils in der Fremde, ein langes Studium, das seinem Lebensentwurf im Dienste der Sprache und der Schule zugute kam und seinen Ruhm in der humanistischen Gelehrtenrepublik begründete.

a) *Der Lexikograph*

Wörterbücher waren im 16. Jahrhundert gefragt, denn die Humanisten wollten auch mit dem Mittel der Lexikographie dem klassischen Latein den Weg ebnen, und initiative Buchdrucker, namentlich in Paris, Strassburg, Basel und Zürich, belieferten den Markt mit immer neuen Werken. Entscheidende Anregungen empfing Fries während seines Studiums in Frankreich, wo der Humanist und Verleger Robert Estienne mit seinem «Dictionarium seu Latinae Linguae Thesaurus» (1531), dem in der nächsten Dekade noch drei weitere folgen sollten,¹³⁵ dem befreundeten Zürcher Studenten ein Feld öffnete, auf dem er später ernten sollte.

Auf der Höhe seiner Schaffenskraft publizierte Fries **vier Wörterbücher**, die alle bei Christoph Froschauer dem Älteren in Zürich erschienen.¹³⁶

¹³⁵ Dictionarium Latino-gallicum (1538), Dictionnaire françois-latin (1539), Cicero: Tusculanae Quaestiones (1542). Fries benützte diese und spätere Auflagen von Estiennes Werken.

¹³⁶ Paul Leemann-van Elck: Die Offizin Froschauer. Zürichs berühmte Druckerei im 16. Jahrhundert ... (Zürich 1940 = Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XXXIII, Heft 2; 104. Neujahrsblatt), S. 13–144.

- das «*Dictionarium Latinogermanicum*» (lateinisch-deutsches Wörterbuch), das Johannes Fries gemeinsam mit dem Zuger Peter Kolin herausgab (1541);¹³⁷
- das dreisprachige «*Dictionariolum puerorum tribus linguis Latina, Gallica, et Germanica conscriptum*» (Kleines Wörterbuch für Knaben, in den drei Sprachen Latein, Französisch und Deutsch, 1548). Dieses dreisprachige Schulwörterbuch erschien nur in einer einzigen Auflage;¹³⁸
- das «*Dictionarium Latinogermanicum, Ioanne Frisio Tigurino interprete*» (1.3.1556) = der «Grosse Fries»;¹³⁹
- das «*Novum Dictionariolum puerorum Latinogermanicum, et e diverso Germanicolatinum, Ioanno Frisio Tigurino interprete*» (Neues kleines Wörterbuch für Knaben aus dem Lateinischen ins Deutsche und vom Deutschen ins Lateinische, bearbeitet von Johannes Fries in Zürich, 1.10.1556) = der «Kleine Fries».¹⁴⁰

Wir wollen im Folgenden drei der vier Wörterbücher näher beleuchten. Das von zwei Autoren geschaffene Wörterbuch von 1541 stand noch ganz im Banne des drei Jahre früher in Paris erschienenen «*Dictionarium Latinogallicum*» des «königlichen Druckers» Robert Estienne, zu dem die beiden Lexikographen während ihres Aufenthaltes in Paris gute Beziehungen geknüpft hatten. Die Bekanntschaft mit ihm war auch deshalb besonders wertvoll, weil in seinem Hause viele Humanisten verkehrten, so dass sich das Beziehungsnetz der beiden Schweizer vergrösserte. In der Einleitung zum Wörterbuch erwähnen sie das französische Vorbild, dessen Interpretamente (Erklärung, Auslegung, Übersetzung) sie durch deutsche ersetzten. Sie schöpften aber auch aus anderen Quellen (*multas dictiones ex alijs Dictionarijs transcripsimus*), die aber nicht mit Namen genannt werden.

¹³⁷ ZBZ V P 7. Peter Kolin, aus altem Zuger Geschlecht, wurde in Zürich ein Anhänger Zwinglis, lebte zwischen 1528 und 1539 in Frankreich. Da ihm Zug wegen seines Glaubenswechsels verschlossen war, liess er sich in Zürich nieder und unterrichtete am Carolinum. Er arbeitete neben dem Wörterbuch an der Zürcher Bibelübersetzung. 1542 erlag er der Pest (HBLB Bd. IV, Sp. 527).

¹³⁸ ZBZ Gal Tz 207.

¹³⁹ ZBZ 5.9.

¹⁴⁰ Mü UB Philol. 145b.

Kolin und Fries hielten sich nicht sklavisch an die französische Vorlage, sie erweiterten das Wortmaterial um einen Fünftel, was sie durch Erläuterungen («notae») und Quellenangaben verdeutlichten (Autoren des klassischen Altertums wie Cicero, Caesar, Terenz, Vergil, Plautus; Lexikographen wie Dasypodius; Bibel).¹⁴¹ Obwohl das Dictionarium von 1541, das je in Folio und Oktav erschien, das *erste humanistische wissenschaftliche deutsche Wörterbuch* (F. Claes)¹⁴² war, sind keine weiteren Auflagen überliefert.

Der «Grosse Fries» von 1556¹⁴³ baute zwar auf dem Wörterbuch von 1541 auf, war aber so sehr vom alleinigen Herausgeber Fries gestaltet, dass man von einer Neubearbeitung sprechen kann (Wilfried Kettler). Der Folioband, der einen Umfang von 1425 Seiten aufweist, war wohl eher für Gelehrte gedacht als für jüngere Studenten (die sich den «Kleinen Fries» leisten konnten oder sich verschulden mussten wie einst Fries und Gessner während ihres Studiums in Frankreich). Im Vorwort wendet sich Fries an die Kritiker, erwähnt lobend sein Vorbild Robert Estienne, rühmt die deutsche Sprache und gibt Benutzungshinweise; sodann nennt er die Namen von 32 Autoren, von Cato bis Vergil, denen er die Belege entnommen hat. Neun Widmungsgedichte, die sich entweder an den Leser oder an den Autor wenden, spiegeln die weitverbreitete Sitte des Humanistenlobes (C. Gessner, R. Gwalther, F. Negri, Th. Blarer usw.). Mit bewusstem Stolz trat der menschlich so bescheidene Fries an die Öffentlichkeit. Der Ruhm war der Lohn für ein *höchst mühseliges Geschäft* (Harald Weinreich).¹⁴⁴ Fries verfolgte, etwas vereinfacht, mit dem Wörter-

¹⁴¹ Dass Fries das Wörterbuch des Petrus Dasypodius benützt hat, ist unbestreitbar. Sie kannten einander persönlich. Dasypodius besuchte 1545 seine Zürcher Freunde, als er sich einige Tage in den Thermen von Baden aufhielt. Seinem Freund Fries schickte er Jean Sturms Buch «De disserendi facultate». Ein Brief an Fries vom 12. Juli 1548 ist erhalten geblieben (Neues Schweizerisches Museum, 1866, S. 157, 160f.).

¹⁴² Franz Claes: Bibliographisches Verzeichnis der deutschen Vokabulare und Wörterbücher, gedruckt bis 1600 (1977), Einl. XIII.

¹⁴³ Gilbert A.R. de Smet: Zur Geschichte des Grossen Fries, in: Studien zum Frühneuhochdeutschen. Emil Skála zum 60. Geburtstag ... (Hg.) Peter Wiesinger (Göppinger Arbeiten zur Germanistik Nr. 476), 1988, S. 399-426; Kettler S. 210ff.

¹⁴⁴ Zitat nach Klaus Grubmüller: Vokabular und Wörterbuch ... in: Historische Wortforschung, Bd. 1 (Brüder-Grimm-Symposion zur Historischen Wortforschung), 1986, S. 148.

buch einen doppelten Zweck: er wollte mit Hilfe ausgewählter antiker Autoren das lateinische Sprachverständnis schulen und durch die sorgsam redigierten deutschen Interpretamente die Leser zu einem sorgfältigen Umgang mit der deutschen Sprache erziehen. Nach dem Urteil von Gilbert de Smet hatte es Fries in der Bemühung, im Frühneuhochdeutschen einen Standard zu erreichen, der einen Vergleich mit Luther oder Hutten nicht zu scheuen brauchte, schon weit gebracht (Syntax, Diphthongierung). Weniger fortgeschritten war Fries mit Bezug auf die Orthographie und Phonologie. Christoph Froschauer der Jüngere brachte 1568 und 1574 zwei weitere Auflagen heraus. Nach Johann Jakob Fries, dem Sohn des Gelehrten, soll der Folioband bis 1583 mehr als zehn Auflagen (*plus decies*) erreicht haben, was sich aber, so weit ich sehe, nicht belegen lässt.¹⁴⁵

Die grösste Verbreitung fand der «Kleine Fries»,¹⁴⁶ ein Oktavband, der besser in die Hand der Schüler passte als der umfangreiche «Grosse Fries», und auch billiger war. Das Werk entstand aus der Zusammenarbeit zweier Philologen, wobei Fries den grossen lateinisch-deutschen und ein unbekannter Autor – er spricht von einem Schüler und Freund (*sed à studioso quodam, & singulari meo amico*) – den kleineren deutsch-lateinischen Teil bearbeitete.¹⁴⁷ Dazu kamen Sachgruppen, sogenannte Nomenklatoren, die einzelne Themen, in sich alphabetisch geordnet, behandeln: Rechtsbegriffe (*rerum forensium index*), der Mensch und seine Teile (*de homine & ejus partibus*), Pflanzen (*de herbis*), Farben (*de coloribus*) usw. Abgesehen von ihrem Nutzen für die Schüler, geben sie gute Einblicke in die Sachkultur und Lebensformen des 16. Jahrhunderts. Diese Art der stofflichen Anordnung erlaubte es den jungen Benutzern, sich Wort und Sache leichter im Gedächtnis einzuprägen. Auch die Setzung von Akzenten, die Nennung der Autoren und das alphabetische Prinzip bei den Komposita war auf die junge Leserschaft zugeschnitten. Die Kombination von Wörterbuch und Lexikon war nicht nur hilfreich, sie förderte auch den Verkauf auf den Buchmessen, wozu nicht zuletzt die Verwen-

¹⁴⁵ Hinweis in der von Johann Jakob Fries betreuten und erweiterten Ausgabe der *Bibliotheca universalis* von Gessner, S. 440 (ZBZ 5.15).

¹⁴⁶ Die ZBZ besitzt kein Exemplar. Benützt habe ich das Exemplar der Münchner UB (wie Anm. 140).

¹⁴⁷ A.a.O. S. 2r.

dung des Frühneuhochdeutschen beigetragen haben dürfte (*Hic quoque obiter pueros monendos censui, nos non nostra, sed communi Teutonicae linguae dialecto usos esse ... ut cum in nostra dialecto dicimus Vssfueren / vfston: communis dialectus habet Aussfueren / aufston: cum in nostra dialecto ifer uel yfer, & iferen uel yferen proferimus: communis dialectus eifer uel eyfer pronunciat*).¹⁴⁸ Mehr als eine Annäherung an das grosse neuhochdeutsche Sprachgebiet darf freilich nicht erwartet werden, erst im 18. Jahrhundert war die mundartliche Färbung der Schriftsprache vollständig überwunden. Ein Wörterbuch in Verbindung mit Nomenklatoren war keine Erfindung von Fries. Autoren wie Nebrissensis, Vives, Dasypodius und viele andere waren vorausgegangen, aber ihre Werke erreichten, mit Ausnahme des in Strassburg lebenden und lehrenden Dasypodius, nie die Reputation eines Johannes Fries. Ein Vergleich der erwähnten Wörterbücher würde Entlehnungen in grosser Zahl, Abhängigkeiten, Beeinflussungen zu Tage fördern. Aber ein «Schutz des geistigen Eigentums», um einen modernen Ausdruck zu verwenden, existierte im 16. Jahrhundert so wenig wie im Mittelalter. Alle Lexikographen waren miteinander verhängt; sie übernahmen einen Grundstock, erweiterten hier, verminderten dort und achteten darauf, dass ihr heimatliches Idiom zwar nicht unterdrückt wurde, aber auch nicht dominant sein sollte. Darauf hatten wohl auch die Buchdrucker ein wachsames Auge. Nach Franz Claes haben die Wörterbücher von Maaler (s.u.) und Fries in den folgenden Jahrhunderten die deutsche Lexikographie am nachhaltigsten bestimmt und beeinflusst.¹⁴⁹

Die Popularität des «Kleinen Fries» lässt sich an der Zahl der Auflagen ablesen (1568, 1576, 1586, 1596, ca. 1600), die letzte Ausgabe erschien, soweit ich sehe, 1750 bei einem Kölner Buchdrucker (Officina Metternichiana), nachdem sie die Zensur passiert hatte.¹⁵⁰ Auf dem Vorsatzblatt heisst es: *nunc verò à diversis professoribus catholicae religionis revisum et ab omnibus obscoenis vocabulis expurgatum* (jetzt aber von

¹⁴⁸ A.a.O.

¹⁴⁹ Franz Claes: Bibliographisches Verzeichnis der deutschen Vokabulare und Wörterbücher, gedruckt bis 1600 (Olms Verlag 1977), Einl. XIX.

¹⁵⁰ ZBZ PC 7851.

verschiedenen Professoren der katholischen Religion geprüft und von allen unanständigen Wörtern gereinigt).¹⁵¹

b) *Der Anwalt der Muttersprache*

Obwohl Fries für seine Kenntnisse und Stilsicherheit in den fünf Sprachen, die er beherrschte, überall Anerkennung und Bewunderung fand, war er kein Verächter der Muttersprache, im Gegenteil. Sein Leitbild blieb zwar immer die «reine Latinität», die er seinen Schülern «ex optimis authoribus» (aus [den Werken] bester Autoren)¹⁵² vermittelte, es war ihm aber bewusst, dass sie in ihrer Freizeit und in ihrer gewohnten Umgebung der Muttersprache den Vorzug gaben. Flugblätter, Sprichwörter, Volksbücher und vor allem die Bibel als Hausbuch sowie die Predigt als Kernstück der Verkündigung forderten den sorgfältigen Umgang mit der gelebten Sprache. Im Vorwort zum Dictionarium von 1541 lesen wir: *Sicher haben wir mit mehr Sorgfalt, als irgendeiner glauben mag, dafür gesorgt, dass wir nicht nur alles genau wiedergaben, insoweit es machbar ist; sondern auch in Oberdeutsch (wie es in der Schweiz und in Deutschland gesprochen wird) schreiben, so dass wir, da das Buch für beide bestimmt ist, keines Völkes Eigensprache bevorzugen. Daher hielten wir uns sorgfältig von den ungebräuchlichen Redensarten fern, die zu gebrauchen sich bis anhin allenthalben fast alle derartigen Übersetzer allzu sehr frei erlaubt haben, damit wir nicht aus gutem Latein schlechtes Deutsch machen.*¹⁵³ Die Wörterbücher von Fries (und Kolin) sollten die Gelehrten und Studenten befähigen, geübt in beiden Sprachen zu werden (*ut et vos in primis facilius utriusque linguae facultatem consequi possetis*).¹⁵⁴ In allen Vorreden zu den Wörterbüchern von 1541, 1548 und 1556 findet sich das Lob der Muttersprache. Wir zitieren aus dem Vorwort zum

¹⁵¹ Zwei Beispiele. Fries schreibt zum Stichwort «virgo»: *Ein tochter / magdt / junckfrau, die noch nit beschlaafen ist / Eine reine magdt oder meitle*. 1750: *Jungfrau*. Bei manchen Begriffen wird der Bezug zur katholischen Religion hergestellt. Bei Fries steht beim Stichwort «coenobium»: *Gemeinschaft dess läbens so man miteinander hat*. 1750: *Gemeinschaft des Lebens: Kloster*.

¹⁵² Vorrede 1541 2r.

¹⁵³ A.a.O. Deutsche Übersetzung von Daniel Schicker im Rahmen einer Seminararbeit an der Universität Freiburg i. Üe., 1981.

¹⁵⁴ ZBZ 5.9, 2v.

Dictionarium von 1541: *Denn es kann eine so unglückliche Übersetzung selbst einen gewissen Ekel vor dem Latein verursachen; darum auch vergiftet sie die Sprache der Lernenden, so dass durch das Angewöhnen an die schlechten statt an die guten Wörter auch die Muttersprache rau und holperig wird. Was aber soll das, dass diejenigen die deutsche Sprache zu Unrecht grosser Armut zu zeihen scheinen, die ihren Reichtum übergehen, worin sie doch allen Sprachen überlegen ist? Denn wenn man die Überlegenheit der Griechen im Satzbau, die Fülle der Adjektive, die treffende Formulierung bewundert, so findet man unsere deutsche Sprache in jeder Hinsicht weit ergiebiger als die griechische oder erst recht die lateinische, von der die Lateiner einstimmig bekannten, sie sei mit der griechischen nicht zu vergleichen.*¹⁵⁵ Über seine Arbeitsweise legt Fries in der Einleitung zum Wörterbuch von 1556 Rechenschaft ab:¹⁵⁶ er habe sich wiederholt mit gelehrten Männern besprochen und viele Erklärungen übernommen, und am meisten habe er von Gessner profitiert, vor allem was die Begriffe aus den Gebieten der Medizin, der Tierwelt, der Naturwissenschaft usw. betreffe. Aber nicht nur bei den Gelehrten, sondern auch bei den Nicht-Gelehrten habe er sehr oft nachgeforscht wegen der Bedeutung wenig gebräuchlicher Worte, wie sie Künstlern und Handwerkern eigen seien (und manches war ihm wohl, so dürfen wir ergänzen, aus seiner Kindheit vertraut, die er in der bäuerlichen Welt am Greifensee verbracht hatte). Das ganze Werk erreiche so eine grössere Vollständigkeit und Nützlichkeit. Anklänge an Martin Luthers «Sendbrief vom Dolmetschen» (1530) sind unüberhörbar, auch wenn eine direkte Übernahme weder nachweisbar noch unmöglich ist. Bei aller Hochschätzung der Muttersprache ging es Fries nicht um eine sprachpatriotische Hinwendung zum Deutschen, nicht um eine Brechung des Monopols des Lateinischen als Bildungssprache, aber der Philologe Fries wusste nur zu gut, dass der Blick für sprachliche Eigenwerte und Eigenarten im Deutschen zuletzt auch dem Lateinischen zugute kam (eine Wechselwirkung, die bis heute den altsprachlichen Unterricht stützt).

Ob der Plan eines deutsch-lateinischen Wörterbuches in den Köpfen von Conrad Gessner und Johannes Fries gereift ist oder nicht,

¹⁵⁵ ZBZ V P 7, 2r. Deutsch von D. Schicker a.a.O. Zu erinnern wäre auch an das hohe Lob, das Konrad Pellikan in seiner Hauschronik der deutschen Sprache zollt (S. 123ff.).

¹⁵⁶ ZBZ 5.9, 2r.

bleibe dahingestellt. Ihrer Sympathie und Unterstützung konnte der Autor sicher sein, der sich ans Werk machte. Auch Christoph Froschauer war bereit, seine Offizin, sein Wissen und seine Erfahrung in den Dienst des neuartigen Lexikons zu stellen, zum Lob der heimischen Sprache und der patriotischen Jugend (Vorwort). Josua Maaler (pictorius), Pfarrer in Witikon, später in Elgg, wo er sich 1553 niederliess, brachte 1561 das Wörterbuch «Die Teütsch spraach» heraus.¹⁵⁷ Humanistenstolz spricht aus dem Titel: *Alle wörter in Hochteütscher spraach/dem ABC nach ordentlich gestellt/vnnd mit guotem Latein gantz fleissig vnnd eigentlich vertolmetscht/dergleychen bisswär nie gesähen/*. Conrad Gessner benützte die Gelegenheit, in einem lateinisch geschriebenen Vorwort von beträchtlichem Umfang seine sprachhistorischen Einsichten mitzuteilen, nach Josef Nadler die *wichtigste Urkunde aus der Frühgeschichte der deutschen Sprachwissenschaft*.¹⁵⁸ Maaler hat wohl keine eigenen lexikographischen Studien betrieben, er stand ganz im Schatten seiner Mentoren Gessner und Fries, die seine Arbeit anleiteten: Er sollte die deutschen Ausdrücke – die Grundwörter, die abgeleiteten Wörter und die Redensarten – den lateinischen voranstellen und alphabetisch ordnen (= «Umsetzverfahren»). Grundlage seiner philologischen Tätigkeit waren der «Grosse Fries» und in etwas geringerer Masse der «Kleine Fries».¹⁵⁹ Dazu stellte Gessner dem Elgger Pfarrer auch seine eigenen Kollektaneen zur Tier-, Pflanzen- und Mineralienkunde zur Verfügung. Viele Wörter, die aus dem alemannischen Sprachgut stammen, sind heute kaum mehr verständlich und müssen über das Lateinische oder Synonyme/Synonymreihen erschlossen werden (bladeren, gnepfen, das Faar, ungen, abmürpfen, Türpel, Bintz usw.),¹⁶⁰ was dem Verkauf des Wörterbuches nicht gerade förderlich war. So blieb es denn bei einer einzigen Auflage, während die lateinisch-deutschen Lexika von Fries auf dem Büchermarkt

¹⁵⁷ Documenta Linguistica, Reihe I: Wörterbücher des 16. und 17. Jahrhunderts, hg. von Gilbert de Smet (Olms Verlag 1971). Für die historische Sprachforschung bleibt noch ein weites Untersuchungsfeld. Als Historiker bin ich nicht zuständig.

¹⁵⁸ Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (Leipzig 1932), S. 235.

¹⁵⁹ Aus dem Vorwort von Gessner: *Itaque uisum est, operae precium eum facturum, quo materiam Germanicolatini Dictionarij amplissimam haberet, si Latinogermanicum Io. Frisij, quo is Rob. Stephani ... Latinogallicum interpretatus est, sibi sumeret: ita ut Germanica Latinis praepo-neret, & in alphabeticum rursus ordinem redigeret ...*

¹⁶⁰ Diese und weitere Beispiele aus: Conrad Gessner, wie Anm. 108, S. 84.

noch lange eine Zukunft hatten. Im «Deutschen Wörterbuch» der Gebrüder Grimm fanden die beiden Zürcher Sprachgelehrten wohlwollende Aufmerksamkeit, vor allem Josua Maaler, der Verfasser des *in der that erste(n) wahrhafte(n) deutsche(n) wörterbuche(es)*.¹⁶¹ Auch im Idiotikon, dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, wo sie beim historischen Material, den Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts, oft zitiert werden, treten sie hin und wieder gemeinsam auf.¹⁶²

c. Übersetzer, Herausgeber und literarischer Beiträger

Auf einem dritten Gebiet war Johannes Fries, der «vir pentaglottus» (der fünfssprachige Mann – ein Ausdruck von Conrad Gessner), tätig: als Übersetzer, Herausgeber und literarischer Beiträger (s.u.). Wir müssen uns im Rahmen dieser Arbeit mit einem summarischen Überblick begnügen.

Fries übersetzte aus dem Hebräischen ins Lateinische: Die Geschichtsbücher Ruth und Esther; die poetischen Bücher Hiob, die Psalmen, die Sprüche Salomons, den Prediger, das Hohelied; die Klagelieder.¹⁶³ Ins Deutsche übertrug er von Heinrich Bullinger einen Text über die Rechtfertigung (das Evangelium nach Johannes) und die Auferstehung (das Evangelium nach Matthäus) – zwei Kernstücke des evangelischen Glaubens, deren weite Verbreitung höchst erwünscht war.¹⁶⁴ Zu Vergils *Bucolica* und *Georgica* fügte er Erläuterungen zu schwierigen Wörtern in deutscher Sprache bei.¹⁶⁵ Von Cato übersetzte er die «*Disticha moralia*»,¹⁶⁶ von Johannes Sulpitius Verulanus das «*Carmen de moribus et civilitate puerorum libellus*»,¹⁶⁷ von Cicero die «*principia latine loquendi scribendique...*».¹⁶⁸ Die Übersetzungen

¹⁶¹ Bd. 1, Sp. XXI.

¹⁶² Z.B. Bd. 3, Sp. 577 (chüttele, chüttere).

¹⁶³ Johann Heinrich Hottinger: *Schola Tigurinorum Carolina* (Zürich 1664). Darin Teil I: *Bibliotheca Tigurina* usw., Appendix I, S. 95.

¹⁶⁴ ZBZ 5.393.

¹⁶⁵ VD 16 V 1511.

¹⁶⁶ ZBZ AW 6014a.

¹⁶⁷ VD 16 S 10164. Über Cato und Sulpitius haben wir im 6. Kap. berichtet.

¹⁶⁸ VD 16 C 3001.

aus dem Französischen, Arbeiten von Mathurin Cordier und Robert Estienne, haben wir an anderer Stelle erwähnt.

Die griechische Sprache beherrschte Fries so meisterhaft wie die lateinische (bei seinem Aufenthalt in Basel 1536/37 hatte er im «oberen Kolleg» Vorlesungen in griechischer Sprache gehalten). Zwei Werke des in Zürich lehrenden Humanisten Jacob Wiesendanger, genannt Ceporinus, eine griechische Grammatik und die Gedichte Hesiods,¹⁶⁹ erfuhren die ordnende Hand von Fries. Er rühmte an Ceporins Grammatik, die ihn als Schüler in die Elemente der griechischen Sprache eingeführt hatte, die Knappheit und die geschickte Behandlung der Dialektik. Bis ins 18. Jahrhundert war sie an den zürcherischen Schulen im Gebrauch, sie hat den früh verstorbenen Verfasser um mehr als zweihundert Jahre überlebt.¹⁷⁰

Die Humanisten des 16. Jahrhunderts haben die Lust des Publizierens genossen wie kaum je zuvor. Die Freude am Wort, an der Poesie und an der Musik haben Fries immer wieder dazu angeregt, den Weg zu den Druckern zu suchen, in denen er zu Recht Geistesverwandte sah, die seinen Wünschen mit grossem Verständnis begegneten. Neben den vier Lexiken und der «Brevis Musicae Isagoge» gab Fries die Werke Vergils, seines Lieblingsdichters,¹⁷¹ sowie die Progymnasmata, 14 Definitionen rhetorischer Grundbegriffe, des in Antiochia lehrenden Rhetors Aphthonios heraus.¹⁷² Poesie und Rhetorik gehörten zu den Lehrgegenständen der Universität; es lag ihm am Herzen, sie auch seinen ältesten Schülern zu vermitteln. Wo Fries nicht selbst als Editor auftrat, begnügte er sich mit der Rolle als «literarischer Beiträger» (darunter versteht man Personen, die im Buchinnern als Verfasser von Widmungsgedichten, Vorreden, Epigrammen usw. genannt wurden): zu Melissa, einem Schriftsteller des Hochmittelalters, zu Pachymerius, einem byzantinischen Schriftsteller und Polyhistor,

¹⁶⁹ VD 16 H 2701.

¹⁷⁰ Emil Egli: *Analecta Reformatoria*, Bd. II, S. 158; Christoph Riedweg: Ein Philologe an Zwinglis Seite. Zum 500. Geburtstag des Zürcher Humanisten Jacob Wiesendanger, genannt Ceporinus (NZZ Nr. 100, 29./30. April 2000).

¹⁷¹ VD 16 V 1352.

¹⁷² VD 16 A 3058. Aphthonios lebte im 4./5. Jh. n. Chr. Seine rhetorischen Grundbegriffe waren als Einführung für Anfänger gedacht. Zu den Progymnasmata dürften auch die 40 Fabeln des A. gehört haben (Der Kleine Pauly, dtv, Bd. 1, Sp. 431).

zu Cato und Vergil.¹⁷³ Es ist anzunehmen, dass ihn die Verleger um einen Beitrag angegangen haben und dass er ihren Bitten gerne entsprochen hat. So trat er voll Stolz an die Öffentlichkeit, knüpfte Verbindungen mit anderen Humanisten und sicherte sich einen Platz in der Gelehrtenrepublik.

Mit dem Jahre 1563 beendete Johannes Fries, gezeichnet von Krankheit und Erschöpfung durch nächtliche Arbeit, die Reihe seiner Publikationen, die fast ohne Ausnahme im Dienste der Sprache und der Schule gestanden hatten. Und da im Zentrum seines Schaffens die vier Lexika standen, sei an dieser Stelle Kaspar Stieler zitiert, der mehr als hundert Jahre später den Wörterbuchmacher folgendermassen charakterisierte: einen Mann erfordere das, welcher neben weitverzweigten Kenntnissen und *nebst guter Musse und notdürftigem Auskommen mit einer sonderbaren Scharffsinnigkeit und wolerleutertem Kunstverstande ausgerüstet / auch zugleich munter / hurtig / jung / und arbeitsam sey*.¹⁷⁴ Die hohen Anforderungen, die Fries an sich selbst stellte – Gründlichkeit, Genauigkeit, begriffliche und stilistische Nuancierung –, erwartete er auch von den Schülern, aber darüber hinaus sah er in den alten Sprachen, mehr als zwei Jahrhunderte vor Wilhelm von Humboldt, ein Medium für die Umsetzung gedanklicher Prozesse. Und im letzten Jahrzehnt, dem fruchtbarsten seines Wirkens, ging es ihm auch immer mehr um die Grundfragen menschlicher Existenz im Lichte protestantischer Lebenspraxis (die «Schultexte» liefern dazu viele

¹⁷³ A. Melissa: Asketischer Schriftsteller des 11.–12. Jh., dem eine Sammlung ethisch-religiöser Sprüche aus der Bibel, den Kirchenvätern, antiken und spätantiken Autoren unter dem Namen «Biene» zugeschrieben wird (LMA, Bd. 6, Sp. 496f.); VD 16 A 2966.

Georgios Pachymeres (Pachymerius), Rhetor aus Antiochia, 4./5. Jh. n. Chr. Byzantinischer Schriftsteller und Polyhistor (1241–1310); verfasste u.a. Scholien (Anmerkungen, Erklärungen) zu antiken Autoren (v.a. Homer), ein Quadrivium und ein Traktat über den Hl. Geist (LMA, Bd. 6, Sp. 1609); VD 16 G 1353.

Vergil: VD 16 V 1366, 1367, 1369, 1371, 1372, 1374, 1376, 1378–80, 1382, 1388, 1391, 1392, 1396–98.

Cato: VD 16 C 1714, 1719.

¹⁷⁴ Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz, Nürnberg 1691 (Nachdruck: Mit einer Einführung und Bibliographie von G. Ising, Hildesheim 1968 = Documenta Linguistica. Reihe II. Wörterbücher des 17. und 18. Jh.) Vorrede. Zitiert in: Klaus Grubmüller, Vokabular und Wörterbuch, a.a.O. S. 148.

Hinweise). In der Pädagogik sah er die beste Möglichkeit, die im Kind schlummernden Anlagen zu entfalten.

8. Der Musiker¹⁷⁵

Die Musikalität des jungen Fries ist Zwingli aufgefallen, der selbst eine aussergewöhnliche musikalische Begabung besass und die Wesensverwandtschaft wohlwollend bemerkte (Hans W. Zoller, 1695: *weil er ... [Johannes Fries] ein guter Sänger war, ist er von Zwingli ... geliebet worden*).¹⁷⁶ Die Zurückhaltung der Reformatoren Zwingli und Bullinger gegenüber der Musik in der zürcherischen Kirche, wo es bis zur Jahrhundertwende weder Gemeindegesang noch Orgelspiel gab, erstreckte sich nicht auf die häusliche Musikpflege. So hat zum Beispiel der Organist Johannes Vogler¹⁷⁷ aus St. Gallen – Zwingli nannte ihn einen «celeber musicus» – im Sommer 1528 Kurse in «allerlay saitenspiel» im ehemaligen Barfüsserkloster von Zürich abgehalten. Diese private Musikschule fand so regen Zuspruch, dass der Aufenthalt verlängert werden musste. Unter den 28 Schülern dürfte sich auch Fries befunden haben, auch wenn es keinen Beleg dafür gibt. Johannes Vogler war nicht der einzige St. Galler, der die mittelalterliche Musikpflege des Klosters in anderer Form und in anderem Geist weiterführte. 1532 wurde Johannes Fries, nunmehr Theologe und Hilfslehrer am Carolinum, vom Schulleiter Georg Binder nach St. Gallen zu

¹⁷⁵ Bei diesem Kapitel war ich, der Allgemeinhistoriker, ganz besonders auf Literatur und Ratschläge von Fachleuten angewiesen:

MGG, Bd. 4, S. 970–972 (Heinrich Hüschén); MGG, Bd. 12, S. 383–385 (Arnold Geering); MGG, Bd. 13, S. 698–699 (Giuseppe Vecchi); Arnold Geering: Die Vokalmusik in der Schweiz zur Zeit der Reformation, in: Schweizerisches Jb. für Musikwissenschaft, Bd. 6 (1933); Eduard Bernoulli: Johannes Fries der Ältere, Petrus Dasypodius und Ägidius Tschudi, drei musikfreundliche Humanisten, in: Zwa, Bd. 4 (1924), S. 211–218; Ders.: Der Zürcher Humanist Hans Fries als Förderer des Schulgesangs in der Schweiz, in: Schweiz. Jb. für Musikwissenschaft, Bd. 2 (1927), S. 43–60.

Weitere Literatur wird in den Anmerkungen erwähnt. Dank schulde ich Kurt Jakob Rüetschi, Mitherausgeber des Bullinger Briefwechsels, der das Kapitel mit grosser Sachkenntnis beurteilt hat.

¹⁷⁶ ZBZ Hs. J 58. Eine Primärquelle Zwinglis im Sinne dieser Aussage existiert nicht.

¹⁷⁷ VB, Bd. 4, Nrn. 528 und 529.

Hans Widenhuber geschickt¹⁷⁸ (wir haben darüber im 2. Kapitel berichtet), der junge Menschen auf verschiedenen Instrumenten – Laute, *schweglen*, *krombhorner*, *grossen gigen*¹⁷⁹ – und im Gesang unterrichtete. Fries sollte, wie Binder an Vadian schrieb, die *artem pulsandae cytharae* erlernen. Im 16. Jahrhundert verstand man unter «Cythara» einen Gattungsnamen für jedes gezupfte oder geschlagene Saiteninstrument, und da Widenhuber ein Meister des Lautenspiels war, ist anzunehmen, dass Fries dieses Instrument spielte, das nicht nur gezupft, sondern oft auch mit einem Plektron (Dorn, Kiel, Schlagfeder) geschlagen oder angerissen wurde¹⁸⁰ («pulsare» = schlagen). Die Laute war mit Sicherheit nicht das einzige Instrument, das Fries beherrschte. So besass er aus dem Erbe Zwinglis einen *zyprässinen Zingen* (Zink), *mit Silber beschlagen*,¹⁸¹ ein Blasinstrument, das im 16. und 17. Jahrhundert zu den wichtigsten Musikinstrumenten gehörte. Viele Jahre später wurde Fries gerne von musikbegeisterten Freunden in seinem Haus «zum Loch» und später an der Trittligasse aufgesucht, *um entweder mit ihm gemeinschaftliche musikalische Übungen anzustellen oder wenigstens ihn zu hören*.¹⁸² Ohne Zweifel wurde bei diesen Gelegenheiten auch gesungen, denn nur das Lied im Sakralraum war 1525 mit dem Bann belegt worden. Dass Fries der Vokalmusik sehr zugetan war, überliefert zum Beispiel Gaspard Bruschi, der Lateinlehrer von Lindau, in einer farbigen Schilderung seiner Schweizerreise im April/Mai 1547. Er verbrachte einige Tage in Baden, wo sich die zürcherische Gesellschaft harmlosen Freuden hinzugeben pflegte. Bruschi und Fries, der sich während der Schulferien eingefunden hatte, sangen schön mit einigen Augsburger Damen (*In Thermis inveni Frisium et aliquot Augustanas dominas, insignes cantatrices, cum quibus Frisius et ego belle cecinimus*).¹⁸³

¹⁷⁸ VB, Bd. 5, Nr. 16.

¹⁷⁹ VB, Bd. 6, Nr. 1162.

¹⁸⁰ Frdl. Mitteilung von Prof. Lorenz Welker, München. Die Cister, die auch unter «cythara» verstanden werden könnte, spielte für den «bürgerlichen» Instrumentalunterricht des frühen 16. Jh. in der Schweiz keine Rolle.

¹⁸¹ STAZ B VI 334, 173v; Rütiner Diarium II S. 140 Nr. 103. Der Zink, aus Zypressenholz gefertigt, besitzt Grifflöcher wie eine Blockflöte und ein eingedrehseltes Kesselmundstück. Anblastechnik und Klang stehen der Trompete nahe.

¹⁸² Nbl. Chor. S. 5.

¹⁸³ Ueli Dill/Beat Rudolf Jenny: Aus der Werkstatt der Amerbach-Edition (Basel 2000), S. 250. Fries diente dem Kollegen auch als Cicerone in der aargauischen Nachbarschaft (Vindonissa), a.a.O. S. 220.

Fries war aber nicht nur ein Praktiker, sondern auch ein Theoretiker, der den Grundstock seines Wissens an der Artistenfakultät der Universität Paris erwarb, war die Musik doch Teil der «septem artes liberales», der sieben freien Künste. Leider sind die Briefe an Bullinger, in denen er über die Art seines Studiums, die Fächer, die er belegte, und die Professoren, die er hörte, berichtete, nie in Zürich angekommen. Fries vertiefte sein theoretisches Wissen in Basel, wo die Universität und private Mäzene einen bedeutenden Beitrag zur Musikkultur der Stadt leisteten. Er lebte, wie im 4. Kapitel erwähnt, im Hause des Simon Grynaeus, der neben der Professur für griechische Sprache an der Artistenfakultät die Musik betreute und so Poesie und Musik in einen sachlichen Zusammenhang brachte.¹⁸⁴ Fries kannte wichtige Werke aus dem Altertum (Augustinus, Boethius) sowie die zeitgenössische musiktheoretische Literatur (Cochlaeus, Glarean usw.).¹⁸⁵ Mit einigen Musikern pflegte er brieflichen Kontakt, so mit dem St. Galler Clemens Hör, der seine Orgeltabulatur (für die Orgel umgeschriebene Werke), wenige eigene Kompositionen und *etliche gar kurtzwyilige stuck guoter componisten 1553 dem Fürnemen Hoch und wolgelerten Herren vnd Magister Johans Friessen, schuolmaister zuo Zürich*¹⁸⁶ widmete. Auf das Hauptstück, eine «Missa in tempore pascali» von Heinrich Jsaak, folgen einige deutsche, französische und lateinische Gesänge, die Titel tragen wie «Bona dies», «Der Gugker uff dem zune sass», «Par donez moy». Diese für die Orgel geschriebenen Stücke konnten in Vokalsätze umgewandelt (durch Heinrich Textor?), mit Text unterlegt und privat oder vielleicht auch in der Schule gesungen werden. Auch mit Ägidius Tschudi pflegte er den Gedankenaustausch über Musik, denn der Glarner Gelehrte sammelte weltliche und geistliche Lieder, die er abschrieb und manchmal auch bearbeitete.¹⁸⁷ In Freundschaft verbunden war er sodann mit Heinrich Weber (Textor), dem ehemaligen Organisten im Kloster Rheinau, der wahrscheinlich zum «privaten

¹⁸⁴ 1535 publizierte Grynaeus die «griechische musica», eine Ausgabe der Elemente des Euklid, in der die musikalischen Proportionen (= Saitenteilungen) behandelt sind; vgl. A. E. Cherbuliez: Geschichte der Musikpädagogik in der Schweiz (1944), S. 120.

¹⁸⁵ Augustinus: De musica libri sex; Boethius: De institutione musica; Cochlaeus: Musica Decastichon (1507), Tetracordum musices (1511); Glarean: Isagoge in Musicen (1516), Dodekachordo (1547).

¹⁸⁶ ZBZ Hs. Car V 169a.

¹⁸⁷ MGG, Bd. 13, S. 928–929 (Hans-Christian Müller).

Musikkollegium» im Hause von Fries an der Trittligasse gehörte.¹⁸⁸ Seine umfassende Kenntnis der Musikliteratur machte sich auch Conrad Gessner zunutze. Nachdem er 1545 die «Bibliotheca universalis» abgeschlossen hatte, gab er drei Jahre später die «Pandectae» (griech. «alles enthaltend») heraus, eine systematische Darstellung aller Wissensgebiete unter Benutzung der in der «Bibliotheca universalis» aufgeführten Werke. Gessner beginnt mit den artes liberales, und es ist anzunehmen, dass ihn sein Freund Fries beim Stichwort «De musica» (Teil VII) beraten hat. Appendix IX, der von den cantiones (Lieder) handelt, hat Johannes Fries selbst geschrieben (*a doctissimo musices et reliquarum artium liberalium viro magistro Io. Frisio nobis dictata*).¹⁸⁹ Auch der Text eines heute vergessenen Kirchenliedes aus der Feder von Fries ist überliefert. Um 1540, etwas mehr als ein Jahr nach seiner zweiten Heirat, schrieb er *Ein niuw geistlich lied von einem gottsförchtigen vnnnd husslichen wyb, gezogen uss den letsten Capitel der Sprüchen Salomonis. In der Wyss «Entloubet ist der Walde». Oder «Ach Gott wie sol ichs gryffen an».* (Gedruckt bei Augustin Friess in Zürich).¹⁹⁰ In den von Froschauer gedruckten Gesangbüchern von 1552, 1560/65 und 1570 ist es enthalten, es fehlt aber im ersten offiziellen Zürcher Gesangbuch von 1598.¹⁹¹

Zum Bildungsideal des Humanismus gehörten in erster Linie die Fächer des Trivium – Grammatik, Rhetorik und Dialektik – dazu Poetik und Historie in Form ausgedehnter Lektüre der Autoren des Altertums. Sie waren die eigentlichen bildungsvermittelnden Fächer. In der zürcherischen Pädagogik, hauptsächlich vertreten durch Heinrich Bullinger und Johannes Fries, hatte die Musik durchaus ein

¹⁸⁸ Johannes Fries: Isagoge ... (1554) «ad lectorem».

¹⁸⁹ Der Titel von Anhang IX lautet in deutscher Übersetzung: «Anhang einiger Lieder, die in verschiedenen Sprachen veröffentlicht wurden, von denen auch manche für Instrumente geeignet sind, und der von dem in der Musik und den andern freien Künsten sehr gelehrten Magister Johannes Fries verfasst worden ist.»

¹⁹⁰ 4 unnn. Blätter, vgl. Paul Leemann-van Elck: Die Zürcher Drucker um die Mitte des 16. Jh. (Bern 1937), Nr. 26. Der Text ist abgedruckt in: Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jh. (Leipzig 1870), Bd. 3, Nr. 1003.

Die Melodie «Entloubet ist der Walde» stammt von Thomas Stoltzer (Stollerus), von dem rund 150 Kompositionen überliefert sind (MGG Bd. XII, Sp. 1398–1403). Die vierstimmig gesetzte Melodie (Discantus, Altus, Tenor, Bassus) ist aufgeführt in: Denkmäler der Tonkunst in Österreich Jg. XXXVII, 2. T., Bd. 72.

¹⁹¹ ZBZ Zw 2003, III R 153b, Phot. Q 320, III 215.

Daseinsrecht.¹⁹² Die Schulordnung von 1532, die Heinrich Bullinger verfasst hat, enthält den Passus: *Die schuol soll man alle tag mitt dem gepätt anheben und enden. Amm donstag vnd sampstag soll man die carmina (singen) wie bisshar geprucht sind.*¹⁹³ Unter «carmina» sind Kirchenlieder, in erster Linie aber Horazische Oden und andere metrische Verse wie Hexameter und Distichen zu verstehen. Die Wertschätzung, welche die Musik in seinem Leben genoss – er nannte sie eine ausserordentliche Kraft, die den Schmerz unterdrückt, sofort erfrischt und die Arbeit erleichtert¹⁹⁴ – versuchte Fries auch für den Schulunterricht fruchtbar zu machen. Als er 1547 ludi magister am Carolinum geworden war, reorganisierte er den Gesangsunterricht, wozu ihn der Vorgesetzte, der Scholarch (Schulherr) Johann Jakob Ammann, beauftragt hatte. Dessen Wunsch, die Horazoden vorzulesen (wohl: zu behandeln), fasste er weit, denn ihm, dem Humanisten, war klar, dass die Poesie in der klassischen Antike gesungen worden war. Diese Tradition in Zürich wieder aufleben zu lassen, die antiken Weisen neu zu schaffen und mit den Knaben vierstimmig zu singen, führte ihn zunächst zur Theorie zurück, denn ohne sie stand das ehrgeizige Ziel, Musik und Poesie zu verbinden, auf schwacher Grundlage. In zwei Lehrschriften, die inhaltlich übereinstimmen, setzte er seinen Schülern die theoretischen Grundlagen der Musik auseinander: 1549 verfasste er die «Synopsis Isagoges Musicae» (Zusammenschau einer Einführung in die Musik),¹⁹⁵ die 1552 als Einblattdruck auf zwei Bogen bei Froschauer erschien. Als zweite Ausgabe publizierte der Drucker 1554 die «Breuis Musicae Isagoge, Ioanne Frisio Tigurino authore. Accesservnt priori aeditioni omnia Horatij carminum genera: item Heroica, Elegica &c. quatuor uocibus ad aequales, in studiosorum adolescentum gratiam composita»¹⁹⁶

¹⁹² Klaus W. Niemöller: Die Musik im Bildungsideal der allgemeinen Pädagogik des 16. Jh., in: Archiv für Musikwissenschaft, 17. Jg. (1960), S. 243-257.

¹⁹³ STAZ E II 378/1941r; Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation in den Jahren 1519-1533, hg. Emil Egli (Zürich 1879), Bd. II, Nr. 1896.

¹⁹⁴ Einleitung zur Synopsis.

¹⁹⁵ ZBZ, Graphische Sammlung, EDR Johannes Fries 2. 1552. 001.

¹⁹⁶ ZBZ 5.399: Hauptwerk und Tenorstimme; MFA 741 (Mikrofilm der BN in Paris, alle 4 Stimmen). Das Büchlein hat das Format Quer-Oktav.

Unter isagogischer Literatur versteht man Werke, die der Einführung in eine Wissenschaft oder eine praktische Tätigkeit dienen. Oder: Ein Unterrichtsbuch für Anfänger, in unserem Fall eine elementare Einführung in den Musikunterricht an Lateinschulen.

(Kurze Einführung in die Musik durch den Zürcher Johannes Fries. Zur früheren Ausgabe [1552] sind hinzugekommen alle Arten von Liedern: nämlich heroische, elegische usw. zu vier Stimmen in gleicher Stimmlage komponiert zugunsten der studierenden Jugend). Offenbar hatte das Büchlein Erfolg, denn schon ein Jahr später wurde eine zweite Auflage nötig. Der Einblattdruck war den Schülern am Carolinum gewidmet und sollte wie ein Plakat im Schulzimmer aufgehängt werden. In der Einleitung schreibt Fries: ... *dass es für Eure Studien von grossem Vorteil wäre, wenn die verschiedenen Arten von Oden zusammen mit der Musik erklärt würden, damit ihr euch die Art der Silben umso leichter dem Gedächtnis einverleiben könnt. Weder sollen sie euch einfach so ohne die Weisungen der Musiktheorie vorgestellt werden noch sollt ihr euch ans Singen gewöhnen wie ein Dummkopf (onos pros lyran [Orig. griech.], wie sie sagen). Um den grössten Gewinn zu erzielen, habe ich ein kurzes Kompendium der ganzen Musiktheorie aus den besten Lehrern dieser Kunst (die er aber nie mit Namen anführt) zusammengestellt. Enthält die «Synopsis» nur eine Übersicht über die musikalischen Grundlagen, führte die «Brevis Musicae Isagogae» zusätzlich anhand von Musikbeispielen in die Praxis der «carmina» ein. Da sich die bereits vorhandenen Vertonungen der Horazoden für jüngere Schüler nicht eigneten, übernahm er aus den ihm bekannten Bearbeitungen nur den Tenor als «velut thematis filum» (Faden des Themas [Glarean]) und liess durch seinen Freund Heinrich Textor – venerabili domino D. Heinrico Textori¹⁹⁷ – die weggelassenen drei Stimmen, nämlich Discantus, Bassus und Altus, in die gewünschte*

¹⁹⁷ Es handelt sich höchstwahrscheinlich um den Rheinauer Kaplan Heinrich Weber, der im Kloster die Organistenstelle versah, bis die Flucht des Abtes, Streitigkeiten mit der Bevölkerung und der Bildersturm vom 8./9. Juni 1529, wobei auch die Orgel abgerissen wurde, seine materielle Lebensgrundlage zerstörte. In den Protokollen der beiden Thurgauer Synoden vom Dezember 1529 und Mai 1530 ist zweimal vom «organist von Rinow» die Rede (ohne Namensnennung), über die Identität kann aber kein Zweifel bestehen. 1530 wurde die Meinung geäussert, da er noch jung und wohl nicht besonders gebildet war, er sollte «ein Zeit lang zue Zürich studiren und sich mit der Zeit verheüren (heiraten)». Vgl. Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Bd. 17, S. 40–54 und Bd. 18, S. 42–64; August Waldburger: Rheinau und die Reformation (Zürich 1900). Von einem Stipendium ist nichts bekannt. Hingegen ist ein Heinrich Weber als «Schryber» in verschiedenen Funktionen (Chor- und Stiftschreiber, Landvogtei- und Obervogteischreiber) erwähnt; vgl. STAZ Db 21.1 u. YY 1.20; ZBZ Ms. E 27; Georg Sibler: Zinsschreiber, geschworene Schreiber und Landschreiber im alten Zürich, in: ZTB 1988, S. 149ff.

Lage für Knabenstimmen komponieren.¹⁹⁸ An den Anfang stellt Fries zwei Definitionen aus der Antike, um den Rang der Musik zu legitimieren, allerdings ohne Namensnennung: «Musica est recte (Orig. bene) modulandi scientia» (Musik ist die Wissenschaft von der rechten Gestaltung) von Augustinus. Und: «Vel est facultas differentias acutorum & grauium sonorum, sensu ac ratione perpendens» (Harmonie [Orig.] ist nämlich die Fähigkeit, welche die Differenzen der hohen und tiefen Töne mit dem Gefühl und der Vernunft abwägt) von Boethius.¹⁹⁹ Dann folgen in 12 Kapiteln²⁰⁰ die Grundlagen der Lehre von der Musica plana (Einstimmigkeit) und von der Musica mensuralis (rhythmisch differenzierte Mehrstimmigkeit): Tonleiter, Schlüssel, Notenlänge, Pausen, Mutationen (Wechsel von einer Sechstonreihe [Hexachord] in eine andere), Intervalle usw. Etwas überraschend fügt Fries aus Glareans «Dodekachordon» einen dreistimmigen Kanon («Trias in Monade») für Tenor, Cantus und Bassus ein, der ohne Text oder Quellenangabe wiedergegeben wird. Er stammt aus der Messe «Hercules dux Ferrariae» (agnus Dei) von Jodocus Pratensis (Josquin Deprez).²⁰¹ Es scheint, dass Fries gelegentlich Beispiele römisch-katholischer Kirchenmusik in seinem Unterricht verwendet hat, um das Gehör und die Stimmen zu schulen, vielleicht auch nur zur Auflockerung.²⁰² Die 24 vierstimmigen Odenvertonungen nach Horaz, die dem theoretischen Teil beigelegt waren, dienten zur Veranschaulichung der Längen und Kürzen des antiken Metrums und eigneten sich vorzüglich zur Einprägung der schwer verständlichen Gedichte. Ausser zu Horaz gibt Fries, vielleicht beeinflusst von Trito-

Es ist naheliegend, eine Identität von Schreiber, Kaplan und Organist anzunehmen. Wahrscheinlich gehörte er zum Freundeskreis von Fries, der sich in seinem Hause zur Musikpflege versammelte. Gestorben ist Textor vor 1585. Freundliche Mitteilung von Lic. theol. R. Henrich, BB.

¹⁹⁸ A. Geering: Die Vokalmusik in der Schweiz zur Zeit der Reformation, S. 62, in: Schweizerisches Jahrbuch für Musikwissenschaft, Bd. 6 (1933).

¹⁹⁹ MPL, Bd. 32, 1083; MPL, Bd. 63, 1285f. Grundlegend: Beat A. Föllmi, Das Weiterwirken der Musikanschauung Augustins im 16. Jahrhundert, in: Europäische Hochschulschriften, Reihe XXXVI, Musikwissenschaft, Bd. 116 (1994).

²⁰⁰ ZBZ: «Lust zu schauen und zu lesen», hg. A. Cattani (1994), S. 72f. (Chris Walton) und ebd.: «Alte und neue Schätze», hg. A. Cattani, M. Kotrba und A. Rutz (1993), S. 66–69, 193/4; Heinrich Hüschen in: MGG, Bd. 4, 72f.

²⁰¹ Glarean: Dodecachordon (Olms Verlag 1969, reprint), Lib. III, S. 221.

²⁰² Chris Walton in: «Lust zu schauen...», S. 73.

nius,²⁰³ auch Melodienproben zu Texten von Ovid, Catull, Martial und Vergil, zu Dichtern also, die ebenfalls zum Pensum des Schulrektors gehörten.²⁰⁴ Indem Text und Musik ein integrales Ganzes bildeten, wurde die den Humanisten selbstverständliche Verwandtschaft beider Künste den Schülern im Gesangsunterricht nahe gebracht. Und was ursprünglich wohl nur eine Angelegenheit kleiner Zirkel war, wurde durch Fries und seine musiktheoretische Isagoge im humanistischen Bildungswesen verankert, und zwar nicht nur in Zürich, wo das Büchlein gedruckt worden war.²⁰⁵

Der musikliebende Fries war kein Buchautor wie Glarean und auch kein Komponist – weder schrieb er die Melodie zum Text des Kirchenliedes «Ein nützlich geistlich Lied...» noch die Tenorstimme der «Brevis Musicae Isagoge» –, aber was er selbst im Laufe seines Lebens an der Universität und privat an Wissen und Können erworben hatte, suchte er, der Pädagoge aus Leidenschaft, an seine Schüler weiterzugeben. Die «Synopsis» von 1552 und die «Brevis Musicae Isagoge» von 1554 tragen *alle Merkmale eines für den Schul- und Selbstunterricht abgefassten Kompendiums des musikalischen Elementarwissens der Zeit* (Heinrich Hüschen).²⁰⁶ Dabei ging es ihm nicht zuallererst um dieses Elementarwissen, wie wir sagten es schon, sondern um die Verbindung von Musik und Poesie nach antikem Vorbild, um die Wechselwirkung literarischen und musikalischen Bemühens. Die «musica» war ihm nicht ein Gegenstand spekulativen Theoretisierens wie in der Scholastik, sondern ein «exercitium», die praktische Anwendung der wissenschaftlichen Lehre,²⁰⁷ wie sie sich im 16. Jahrhundert herausgebildet hatte. Sie half mit, das primäre Ziel seines jahrzehntelangen Wirkens als Pädagoge am Gymnasium zu erreichen, die eloquente Beherr-

²⁰³ Petrus Tritonius, etwa 1468–1525, Lateinschulmeister in Bozen und Hall (Tirol).

²⁰⁴ Vgl. E. Bernoulli: Der Zürcher Humanist Hans Fries als Förderer des Schulgesangs in der Schweiz, in: Jb. f. Musik, 2. Bd. (1927), S. 43–60; Tritonius: MGG, Bd. XIII, Sp. 698f. Ob Fries die Musik bei der Aufführung von «Comoedien» (vgl. 5. Kap.) einsetzte, ist nicht bekannt, aber auch nicht auszuschliessen.

²⁰⁵ Auch Lucas Lossius, Schulmeister in Lüneburg, wäre in diesem Zusammenhang zu nennen. Seine «*Erotemata musicae*» (musikalische Liebhabereien) haben in vielen Schulen die Grundlage des Musikunterrichts gebildet (MGG, Bd. 8, Sp. 1217–1219).

²⁰⁶ MGG, Bd. 4, Sp. 972.

²⁰⁷ Vgl. Klaus Wolfgang Niemöller, Die Musik im Bildungsideal der allgemeinen Pädagogik des 16. Jh., in: Archiv f. Musikwissenschaft, 17. Jahrgang (1960), S. 250f.

schung des klassischen Lateins (*sapientia et eloquentia*). Mehr noch: Durch den Zusammenklang von Religion, Sprache und Musik sollte eine *menschenformende Wirkung* (August Buck)²⁰⁸ ausgehen als Grundlage für eine Erneuerung der Gesellschaft. Johannes Fries hat die Synthese von Musik und Moral nicht nur gefordert, er hat sie vorgelebt.

Abkürzungsverzeichnis

Quellen und Literatur:

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie, 55 Bde., Leipzig 1875–1910
AK	Die Amerbachkorrespondenz, hg. v. Alfred Hartmann und Beat Rudolf Jenny, Basel 1942ff.
BB	Heinrich Bullinger Werke, 2. Abt.: Briefwechsel, hg. v. Kurt Mäder, Matthias Senn, Hans Ulrich Bächtold, Kurt Jakob Rüttschi, Rainer Henrich, Zürich 1973ff.
Brodaeus, Anh.:	Epigrammatum Graecorum libri VII annotationibus Johannis Brodae Turonensis illustrati, Basel 1549. Darin: handschriftlicher Anhang S. 1–75.
EA	Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede, 21 Bde., Luzern 1856–1886.
Ernst	Ulrich Ernst: Geschichte des Zürcherischen Schulwesens bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, Winterthur 1879.
Gessner Epist. med.	Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri ... libri III. Zürich 1577.
Hanhart	Johannes Hanhart: Conrad Gessner. Ein Beitrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Strebens und der Glaubensverbesserung im 16ten Jahrhundert, Winterthur 1824.
Herminjard	Correspondance des réformateurs dans les pays de la langue française, rec. et publ. avec d'autres lettres relatives à la réforme et des notes historiques et biographiques par A.-L. Herminjard, 9 Bde., Genf/Paris 1866–1897.
Hs, HS	handschriftlich, Handschriftenabteilung.
HBLS	Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bde., Neuenburg 1921–1934.
Kettler	Wilfried Kettler: Johannes Fries – «Günstling» Zwinglis, Lexikograph und Pädagoge, in: Reformiertes Erbe, Festschrift für Gottfried Locher zu seinem 80. Geburtstag, Zürich 1992, S. 207–221 (Zwa Bd. 19:1).

²⁰⁸ MGG, Bd. 6., S. 887

LMA	Lexikon des Mittelalters, 9 Bde. u. 1 Reg.-Bd., Zürich 1980ff.
MGG	Die Musik in Geschichte und Gegenwart, hg. v. F. Blume, 17 Bde., Basel 1949/51–1986.
MPL	Patrologia Latina, ed. J. P. Migne, 217 Bde. u. 4 Reg.-Bde., Paris 1878–1890.
Nbl. Chor.	(Hans Caspar Hafner): Johannes Fries, 56. Neujahrsblatt der Gesellschaft auf der ehemaligen Chorherrenstube, Zürich 1834.
Pellikan, Chronik	Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch v. Th. Vulpinus, Strassburg 1892.
Rütiner Diarium	Johannes Rütiner, Diarium 1529–1539, hg. v. Ernst Gerhard Rüschi. Lateinischer Text und Übersetzung, 4 Bde. u. 1 Kommentarband, St. Gallen 1996.
VB	Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen, hg. v. Emil Arbenz und Hermann Wartmann, 7 Bde., St. Gallen 1890–1913 (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXIV–XXXa).
VD16	Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts: VD16, hg. v. d. Bayerischen Staatsbibliothek in München in Verbindung mit der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, 22 Bde., Stuttgart 1983–1995.
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Zürich 1939ff.
ZTB	Zürcher Taschenbuch, NF, Zürich 1878ff.
Zwa	Zwingliana, Zürich 1897ff.
Archive und Bibliotheken:	
LM	Schweizerisches Landesmuseum Zürich
STAB	Staatsarchiv Basel-Stadt
StAZ	Stadtarchiv Zürich
STAZ	Staatsarchiv Zürich
ZBZ	Zentralbibliothek Zürich

Anhang: Johannes Fries im Bild

(1) Jakob Stampfer (1505/6–1579)

Jakob Stampfer war ein ausgezeichnete Goldschmied, aber seinen Ruhm verdankte er vor allem den Leistungen als Medailleur. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Italien entstanden, erfreute sich die künstlerisch gestaltete Medaille bald auch nördlich der Alpen hoher Beliebtheit, bei Adeligen und reichen Bürgern, nicht zuletzt auch bei den Humanisten, die solche Medaillen mit ihren Bildnissen den Freunden zu schenken pflegten. Auch Johannes Fries hielt sich an diesen Brauch, auch wenn er persönlich ohne jede Eitelkeit war. Die Freundschaft zwischen dem Formkünstler und dem Sprachkünstler, beide fast gleichaltrig, dauerte jahrzehntelang. Ihr verdanken wir die Medaille, welche die Gesichtszüge des jungen Gelehrten festhielt (1540).²⁰⁹

Beschreibung Vorderseite: Die Umschrift lautet «IMAGO IOANNIS – FRISII. AE.SV.36.1540.» (Bildnis des Johannes Fries in seinem 36. Lebensjahr 1540). Das Brustbild zeigt den Schulmeister der Lateinschule Fraumünster im Profil nach links. Der lange Bart und das Haupthaar, das in einzelnen Strähnen bis zum Ohrläppchen reicht, verdecken zur Hälfte das Gesicht und lassen Fries älter erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Bart und Scheitel berühren die Aussenkante und trennen die Umschrift.

Rückseite: Der von rechts ins Blickfeld schreitende Tod mit Schlangen um Rumpf und Beine hält einem am linken Bildrand stehenden Edelmann ein Stundenglas entgegen. Dieser Mann im modischen Zeitkostüm mit Barett (sicher nicht Fries), die Linke am Schwertgriff, blickt ernst auf das Totengerippe. Hinter ihm ist ein schmuckloser Sarg mit einem Kreuz auf dem Deckel zu sehen. Die Natur wird mit spärlichem Graswuchs angedeutet. Dem Theologen Fries war das Motiv des «memento mori» natürlich nicht unbekannt. Stundenglas und Totengerippe erinnern zwar an die Hinfälligkeit des Lebens, die

²⁰⁹ Das Modell in Kelheimer Kalk (Stechstein) wurde in Silber gegossen. Dm. 39,29 mm; 21,08 gr. LM Inv. Nr. GU 2906. Photo LM.

sich auch durch Reichtum und Einfluss nicht aufhalten lässt, aber sie weisen auch auf die christliche Jenseitserwartung hin: Der Tod ist der Eintritt ins eigentliche Leben (1544 übersetzte Fries einen lateinisch geschriebenen Text Bullingers ins Deutsche unter dem Titel: «*Hoffnung der Glocubigen...*»²¹⁰).

(2) *Jos Murer (1530–1580)*

Jos Murer ist bekannt als Glasmaler, Kartograph und Dichter, er leistete aber auch Bedeutendes als Zeichner, Illustrator und Schöpfer von Holzschnitten. Erst 23-jährig, stellte er seine Fähigkeiten in den Dienst des Buchdruckers Froschauer. Eine erste Probe seines Talents zeigt die Titelumrahmung einer Bibelausgabe von 1553, der ein Jahr später das Porträt des Johannes Fries folgte. Es wurde 1556 dem «*Dictionarium Latinogermanicum*», dem «*Grossen Fries*», beigefügt, und obwohl es nicht signiert ist, steht Murers Urheberschaft unzweifelhaft fest, denn es weist grosse Ähnlichkeit mit den signierten Bildnissen von Conrad Gessner und Petrus Martyr Vermigli auf. Murer zeigt Johannes Fries als Gelehrten (*magister artium*) mit Barett und Mantel, dessen Würde durch den langen Bart noch unterstrichen wird. Das Brustbild mit dem feinen, leicht nach links gewendeten Gesicht ist in eine ovale Umrandung gestellt, die mit folgender Umschrift versehen ist: «*IOANNES . FRISIUS . TIGVRINVS . AETATIS . SVAE . L . M . D . L . IIII.*» (Der Zürcher Johannes Fries in seinem 50. Lebensjahr 1554). Lateinisch verfasste Gedichte, dem Humanistenlob verpflichtet, rahmen das Porträt ein, wobei Conrad Gessner den «*Vir pentaglottus Frisius*» (den fünfsprachigen Mann Fries) rühmt und seine Arbeit im Dienste der Heimat und der Wissenschaft würdigt, während Diethelmus Cellarius (Diethelm Keller), der gelehrte Pfar-

²¹⁰ Hans-Ulrich Geiger: Zürcher Münz- und Medaillenkunst im 16. Jahrhundert; E. Hahn: Jakob Stampfer, Goldschmied, Medailleur und Stempelschneider von Zürich 1505–1579, in: *Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich*, Bd. 28, Heft 1 (1915); Guido Kisch: *Die Schaumünzen der Universität Basel und Medaillen auf ihre Professoren*, Sigmaringen 1975; *Zürcher Kunst nach der Reformation. Hans Asper und seine Zeit. Katalog zur Ausstellung im Helmhaus Zürich* (1981); Paul Boesch: *Verschollene Arbeiten Jakob Stampfers*, in: *ZAK*, Bd. 10 (1948/49). Photo Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen (R. Kühne).

rer von Maur am Greifensee, ein Octostichon, einen Achtzeiler, beisteuert: «Miraris faciem generosam et frontis honorem...» (Du bewunderst das edle Antlitz und die Erhabenheit der Stirne...).²¹¹

Einige Jahre später kam es zu einer engen Zusammenarbeit zwischen Murer und Fries, als sich Froschauer d. J. entschloss, die Werke des römischen Dichters Vergil, die Fries 1547 publiziert hatte,²¹² neu herauszugeben und durch Murer illustrieren zu lassen (1561).²¹³ So entstand das graphische Hauptwerk Murers, wobei Fries den jungen Künstler, der die lateinische Sprache nicht beherrschte, beriet, so dass Wort und Bild, römische Welt und die Vorstellungskraft des Renaissancekünstlers, in Einklang standen.²¹⁴

(3) Tobias Stimmer (1539–1584)

Als Froschauer d. J. 1568, drei Jahre nach dem Tode von Fries, das «Dictionarium Latinogermanicum» neu auflegte, wurde das kleine Bildnis aus der Werkstatt Murers ersetzt durch den grösseren, signierten Holzschnitt von Tobias Stimmer. Während der Maler 1564 in Zürich den berühmten Gelehrten und Stadtarzt Gessner malte, dürfte er auch dessen Freund Fries skizziert haben. Entstanden ist der grossartige Holzschnitt, vielleicht unter Benützung des Murerschen Werkes, höchstwahrscheinlich erst 1568 für die oben erwähnte zweite Auflage des Wörterbuches.²¹⁵

Der Holzschnitt ist am oberen Rand mit T. S. signiert. In der ovalen Umrandung steht die Inschrift: IOHANNES FRISIUS TIGVRINVS AETATIS SVAE LX . M . D . LXIII (Der Zürcher Johannes Fries in seinem 60. Lebensjahr 1564). Attribute wie Mantel, Barett und Buch kennzeichnen Fries als Mitglied der humanistischen Gelehrtenrepublik. Sein Blick ist nach rechts gewendet, die Gesichtszüge sind, im Vergleich zu Murer, feiner, aber auch geprägt von lebenslanger intellektueller Anstrengung. Über dem Bildnis ein lateinischer Zweizeiler:

²¹¹ Photo Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen (R. Kühne).

²¹² ZBZ 19. 579.

²¹³ ZBZ 7. 322.

²¹⁴ Zürcher Kunst nach der Reformation a.a.O. S. 25; Nrn. 187, 189, 190, 226, 227.

²¹⁵ ZBZ VP 8. Masse: 12,2 x 9,4 cm. Photo Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen (R. Kühne).

«Os humerosque vides Frisii, validosque lacertos: In magnis opus est viribus Herculeis» (Du siehst das Gesicht, die Schultern und die starken Arme von Fries: In grossen Dingen sind die Kräfte des Herkules nötig), unter dem Bildnis ein Vierzeiler, beginnend mit den Worten: «Puer studiose librum lege...» (Knabe, lies das Buch sorgfältig...). Das Ovalbildnis ist von einer rechteckigen Rollwerkkartusche umgeben. Vier kleine Engel in den Ecken verkörpern die christlichen Tugenden, auf die sie mit Attributen, wie Anker, Lamm, Kreuz, hinweisen: Glaube, Liebe, Stärke, Hoffnung. Die zwei Engel in den oberen Ecken weisen auf einen Kranz als Symbol der Ewigkeit und Glaubenszeugenschaft hin, vielleicht ein Hinweis darauf, dass der Abgebildete beim Erscheinen des Buches schon gestorben war.

Das Titelblatt weist eine bemerkenswerte Rollwerkdekoration auf: römische Kriegerhermen, Löwenköpfe, spielende Putten, Blumen- und Früchtegirlanden oder Vasenschmuck. Unten die Büchermarke des Druckers Froschauer. Der Rahmen entstand wohl gleichzeitig mit dem Brustbild des Gelehrten und dürfte ebenfalls Tobias Stimmer zugeschrieben werden. Die xylographische Arbeit besorgte vielleicht Christoph Schweizer. Auch später fanden die beiden Druckstöcke noch Verwendung, so sehr vermochte die künstlerische Arbeit zu überzeugen.²¹⁶

(4) *Dietrich Meyer d. Ä. (1572–1658)*²¹⁷

Nach der Vorlage von Tobias Stimmer schuf 1623 Dietrich Meyer einen Kupferstich mit dem nach links blickenden Gelehrten. Die Umschrift im Oval lautet: IOHANNES FRISIUS PHILOSOPHUS LUDIMAGISTER TIGURINUS AET: LX Ao MD LXIII

²¹⁶ Paul Leemann-van Elck: Die Offizin Froschauer, Zürich 1940; Ders.: Jost Ammann und Tobias Stimmer. Beiträge zur Zürcher Buchillustration, in: ZAK, Bd. 1 (1939); Max Bendel: Tobias Stimmer. Leben und Werke, Zürich 1940; Zürcher Kunst nach der Reformation usw., S. 25, Nrn. 189, 190; Spätrenaissance am Oberrhein. Tobias Stimmer 1539–1584. Ausstellung im Kunstmuseum Basel 1984.

²¹⁷ Kupferstecher, Radierer und Maler. Stach Monatsbilder, Jagdszenen, Bauertänze, allegorische und mythologische Darstellungen und an die 50 Bildnisse, Zürcher Wappen usw. (Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 24, S. 468f.).

(Der Zürcher Johannes Fries, Philosoph, Schulmeister, in seinem 60. Lebensjahr 1564). Unter dem Bild ein lateinischer Zweizeiler: «*Helveticae decus est Nationis FRISIUS ille; Philosophus Tiguri qui fuit arte probus*» (Dieser Fries ist eine Zierde der helvetischen Nation, der durch seine Wissenschaft ein guter Philosoph in Zürich gewesen ist).

Ein zweiter Kupferstich von Dietrich Meyer aus dem selben Jahr ist einfacher gearbeitet, die Züge etwas härter. Der Gelehrte blickt nach rechts. Die Schrift unter dem in ein Rechteck gesetzten Brustbild lautet: «*IOHANNES FRISIUS ARCHIDIDASCALUS SCHOLAE TIGURINAE, SEN.*»²¹⁸ (Johannes Fries Senior, Erster Lehrer der Zürcher Schule).

(5) *Urban Wyss (gest. 1561)*

Der Bischofszeller Schulmeister und Schreibe-künstler Urban Wyss (1544 in Zürich nachweisbar, ab 1551 Lehrer und Rechenmeister an der deutschen Schule in Bern) sammelte alle zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Schriften (deutsche, lateinische, griechische, hebräische, arabische usw.) und stellte sie in Holzschnitten dar. Sein 1549 publiziertes Werk «*LIBELLVS VALDE DOCTVS elegans et utilis*» (geschmackvolles, elegantes, sehr gelehrtes Büchlein) gehört zu den formenreichsten Vorlagebüchern der Schönschreibekunst im 16. Jahrhundert (H. Kienzle). Das Büchlein ist, wie Wyss in der Vorrede mitteilt, *in gratiam et vtilitatem studiosae iuuentutis conscripta* – zu Gefallen und zum Nutzen der studierenden Jugend verfasst worden. Darum ist es im Wesentlichen lateinisch abgefasst und mit Sentenzen Ciceros reichlich versehen. Gewidmet ist es seinem Freund Johannes Fries: *doctissimo viro D. M. IOANNI FRISIO LVDIMAGISTRO TIGVRINO* (Dem sehr gelehrten Theologen und Magister Johannes Fries, Schulmeister in Zürich). Er möge seinen Schülern erlauben, das Buch zu kaufen und als Unterrichtsmittel zu benützen (*... ac tuis discipulis permitte, ut istum libellum emant, fruantur, in eoque se exercean...*). Der überhöht dargestellte Lehrer (Fries) hat rechts vor der Wand auf

²¹⁸ Photo Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen (R. Kühne).

einem bequemen Lehnstuhl Platz genommen und begutachtet die Schreibproben einiger Schüler, die eben hinzugetreten sind. Die übrigen sitzen auf niederen Bänken ohne Lehne. Da Schreibtische fehlen, haben sie ihre Proben auf den Knien schreiben müssen. Eine strenge Kleiderordnung verbürgt ein einheitliches Erscheinungsbild, jeder Prunk fehlt. Eine Kartusche hängt mahrend über den Schülern an der Wand: «Nulla dies abeat quin linea ducta supersit» (Kein Tag möge vergehen, ohne dass eine gezogene Linie übrig bleibt [frei nach Plinius d. Ä.]). Der Schreibunterricht gehörte nicht zum Pensum des Schulmeisters, auch wenn er eine gewisse Kontrolle ausübte wie auf unserem Bild. Selbstständiges Arbeiten der älteren Schüler, einzeln oder in Gruppen, war dem Pädagogen Fries nicht fremd.

Die Renaissance-Randleisten, die von Peter Flötner beeinflusst und ebenso kunstreich wie die Schriftproben sind, stammen vom Autor oder vom Formenschneider Christoph Schweizer.²¹⁹

(6) *Hans Holbein d. J.(?)*

Standort: Kloster Kremsmünster in Oberösterreich (bis nach dem Ersten Weltkrieg), Galerie Matsch in Wien (bis 1955), Galerie P. de Boer, Amsterdam (1955), seither verschollen (wahrscheinlich in Privatbesitz). Photo: Galerie P. de Boer, Amsterdam.

Dünne Deckfarben auf weichem Papier 8,7 x ca. 13 cm, im 16. Jahrhundert mit einem weiteren Papier hinten verstärkt (auf älteren Photographien ist eine durchdrückende Schrift in den hellen Partien leicht sichtbar). Die Kopfstudie wurde im 16. Jahrhundert auf Leinwand geklebt und mit Ölfarbe erweitert (26 x 16 cm). Gleichzeitig wurde am oberen Bildrand die Inschrift FRISIVS TIGVRINVS angebracht. Zustand vor der Restaurierung Mitte des 20. Jahrhunderts (s. Abb. 6a).

Die Erweiterungen stammen nicht von Holbein, sie sind schlecht ausgeführt, bedecken als Schabe (bürgerlicher Mantelrock) den Körper, ohne ihm Volumen zu geben, und stehen in krassem Gegensatz zu der Kopfstudie. Sie zeigt einen bärtigen jüngeren Mann im Drei-

²¹⁹ ZBZ Res 967. Neudruck Basel 1927, hg. von H. Kienzle. Photo Graphische Sammlung der ZBZ.

viertelprofil mit schräg aufgesetztem Baret. Was bei der Studie an Holbein denken lässt, ist einerseits die Verwendung von Papier als Bildträger, andererseits die psychologisch überzeugende Wiedergabe eines kühl beobachtenden, selbstsicheren Intellektuellen – ein Humanistenporträt ohne besondere Kennzeichnung der Profession (Buch, Hintergrund usw.). Auch wenn der Name erst später eingesetzt wurde, ist die physiognomische Verwandtschaft des Dargestellten mit dem Holzschnitt Stimmers von 1568 (Abbildung 3) auffallend.

Die Datierung ist, wie bei manchen Holbein-Bildnissen, schwierig. Eine Begegnung zwischen dem Maler und dem Gelehrten scheint im Herbst 1538 möglich. Von England kommend, traf Holbein zu einem Kunstbesuch in Basel ein, wo er sich etwa vom 10. September bis zum 16. Oktober aufhielt. Darüber berichtet der junge Student Rudolf Gwalther an Bullinger: *Jüngst kam aus England Johannes Holbein nach Basel. Er rühmte den glücklichen Zustand jenes Königreichs und wird nach Ablauf einiger Wochen wieder dorthin auswandern. Daher, wenn du etwas hast, was von dir in den letzten Tagen im Strudel der Geschäfte unerledigt geblieben ist, stell es mir zu; ich will sehen, dass alles unverzüglich besorgt wird.*²²⁰ Mit grösster Wahrscheinlichkeit benützte Bullinger die Gelegenheit, Briefe und eventuell Bücher nach Basel überbringen zu lassen, statt den unsicheren Weg über die Frankfurter Buchmesse zu wählen. Und warum sollte nicht Fries der Bote sein, der in Basel gut bekannt war und der gute Beziehungen zu Künstlern wie Jakob Stampfer pflegte? Bei diesem Besuch könnte die Kopfstudie entstanden sein. War Fries, der Humanist, der Ansicht, dass erst die Kunst das wahre Wesen des Dargestellten hervorscheinen lässt?²²¹

Dass Fries, der 1536 verschuldet aus Frankreich zurückgekehrt war, eine kleine Arbeit beim berühmten Holbein in Auftrag gab, mag erstaunen. Doch findet sich auch dafür eine Erklärung. 1537 war er zum ludi magister der Lateinschule am Fraumünster gewählt worden, im August 1538 hatte er das städtische Bürgerrecht erhalten. Zudem

²²⁰ BB, Bd. 8, Nr. 1174; Hans Reinhardt: Nachrichten über das Leben Hans Holbeins des Jüngeren, in: ZAK, Bd. 39 (1982), S. 266.

²²¹ Bei dieser Gelegenheit wollte Fries Juan Luis Vives' «De anima et vita libri tres», das im September 1538 bei Robert Winter herauskam, nach Zürich mitnehmen. Da sich der Druck verzögerte, wurde ihm das Buch anfangs Oktober durch einen Boten zugestellt (BB, Bd. 8, Nr. 1184).

stand er wenige Monate vor der Hochzeit mit Elisabeth Scheitlin aus St. Gallen, und Bilder hatten in der Renaissance ihren Platz innerhalb der Rituale, die mit den drei grossen *rites de passage* verbunden waren: Geburt, Hochzeit und Tod. Aufgrund ihres Formats war die Kopfstudie auch nicht allzu teuer und dank ihrer intimen Qualität für den privaten Besitz besonders geeignet. Was nach dem Tode Elisabeths – sie starb 1586 – mit dem Hochzeitsgeschenk geschah, ist nicht mehr rekonstruierbar.

Danksagung

Beim Schreiben der Arbeit erhielt ich mannigfache Unterstützung. Ich danke den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen folgender Institutionen: Archives nationales, Paris; Galerie P. de Boer, Amsterdam; Schweizerisches Landesmuseum, Zürich; Staatsarchiv Basel-Stadt; Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen; Stadtarchiv Zürich; Staatsarchiv des Kantons Zürich; Schweiz. Institut für Kunstwissenschaft, Zürich; Musikwissenschaftliches Institut der Universität Zürich; Zentralbibliothek Zürich. Besonders danke ich: Dr. Barbara Stadler (STAZ), Rainer Henrich, Kurt Rüetschi (Bullinger-Briefwechsel-Edition), Urs Hobi (SIK), Dr. Beat Rudolf Jenny (Amerbachkorrespondenz-Edition); Dr. Werner Widmer, Zürich; Georg Bühner, Langnau.

Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

*Os humerosque vides Frisii, validosque lacertos:
In magnis opus est viribus Herculeis.*



*Puer studiosè librum lege, perlege, volve, revolve,
Offert quem clarus Frisius ecce tibi.
Consulo, ut iste comes siet indivulsus ubique:
Utilius studiis nil ego credo tuis.*

Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6a



Abb. 6b



